

Gedichte von Anton von Schullern

Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden.

Verlag von A. G. Liebeskind, Druck von W. Drugulin, Leipzig 1890.

© AustroArchiv.com 2008

INHALT

Vorwort	3
Lebensbild des Künstlers	
 An Hedwig. - I. Im Bergwald	
Hedwig	33
Auszug	41
Heute saß sie auf der Schwelle	43
Du junges Herz bewahre	46
Was duften die süßen Blumen?	48
Oft will es scheinen sicherlich	50
Morgens auf die Felsenhöhen	51
Und süßer, immer süßer	54
Wie es nur kam?	56
Die Soirée (Abendgesellschaft)	57
Durch einsam grüne Waldespfade	60
Raff dich auf, du kannst gesunden	62
 An Hedwig. - II. In der Ferne.	
Und als ich fortgezogen. (1857)	65
O wie dank ich's dem Geschicke	66
Ach, mir ist es noch wie heute	68
Ziehst du auf in stiller Stunde	72
Wiedersehen	75
Nach Jahren	77
 Liebe der Lieder	
Wunsch	83
Verehrung	85
Wintermorgen! Frisch und klar	87
Elegie	90
Wohl unter den grünen Linden	92
Im Park	94
Zurück nun ohne dich	96
Rothkehlchens Neujahrsbetrachtung (1885)	101

Zu Haus

Die alte Diele (1885)	119
Der Holunder (1888)	125
Im Schlafgemach, 1. und 2. (1888)	129

Vermischte Gedichte

Aufgelöste Dissonanz	137
Der erste Schnee (1888)	139
Der Vogelsteller, 1. und 2.	141
Märchendichtung (1863)	148
Ein Frühlingsbild	150
Im Herbst	154
Am Abend	156
Spruch	158
Ins Jenseits	159
Bei Hermann von Gilm's Leichenfeier (10.12.1868).	163
Guter Tod	165

Anton Ritter von Schullern zu Schratzenhofen wurde am 30. Jänner 1832 als erstgeborener Sohn einer angesehenen, fest im Tiroler Schicksal wurzelnden Familie zu Innsbruck geboren. Sein Vater Johann, Gubernial-Concipist in der tirolischen Hauptstadt, war mit Antonie von Weinhart vermählt, die einem aus Augsburg im siebzehnten Jahrhundert eingewanderten Geschlecht angehörte, welches durch mehrere ausgezeichnete Nachkommen zu großem Ansehen gelangte. Einer von ihnen war Professor der Mathematik an der Innsbrucker Universität und hatte Peter Anich zum Schüler.

Anton wuchs mit zwei Schwestern und einem Bruder fröhlich im Elternhause heran. Die Kinder verloren 1846 ihre Mutter, die Anton in dankbarer Erinnerung eine der gebildetsten, geist- und liebevollsten Mütter nannte. Sein Bruder Josef stürzte im blühendsten Jünglingsalter auf einer botanischen Exkursion von einem Felsen des Achselkopfes bei Innsbruck und büßte in Folge dessen sein junges Leben ein.

Anton besuchte das Gymnasium, das bis zum September 1848 mit Lehrern aus dem Jesuitenorden besetzt war, legte 1850 die Maturitätsprüfung ab und bezog die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren. Die Rechtswissenschaft vermochte ihn jedoch so wenig zu fesseln, dass er, nachdem er sich eine gründliche Kenntnis des Italienischen erworben, sich germanistischen Studien zuwandte. Mit seinem Fachstudium verknüpfte er die emsige Pflege der Dichtkunst, in der er sich schon als Knabe versucht hatte. Während seiner Universitätsjahre dichtete er viele Oden, Lieder und Epigramme, die Einflüsse moderner Lyriker, besonders Platen's, aufweisen und eine anerkannt wertvolle formelle Gewandtheit bekunden. Wie sehr er sich die Bildung seines Geschmackes angelegen sein ließ, zeigen die vorhandenen Tagebücher, worin er sich von den Eindrücken poetischer Meisterwerke gründlich Rechenschaft gab. Hierdurch eignete er sich jene Feinheit des ästhetischen Urteils an, die ihn auszeichnete und die er nachher bei vielen Gelegenheiten an den Tag legte. Überdies füllte, er seine Tagebücher mit Betrachtungen über die Symbolik der Sprachlaute und die Wichtigkeit des rhythmischen Elementes in der poetischen Darstellung. Er interessierte sich auch für ethische und philosophische Fragen, über die er mit Georg Schenach, dem bekannten Philosophen und Professor der Philosophie, und mit seinem Freunde Tobias Wildauer eifrig disputierte.

Aus dem Studierzimmer und aus der Stadt treib es ihn nicht selten in die schöne Umgebung Innsbrucks, die ihm seit seinen Kinderjahren lieb und vertraut war; denn von Kind an war er jedes Jahr mit Eltern und Geschwister in die „Sommerfrisch“ gezogen und hatte die Reize ländlichen Lebens kennen und schätzen gelernt. Gern erinnert er sich an den Sommer des Jahres 1854, den er mit seinem Jugendfreunde Josef Neupauer in Aldrans auf dem Mittelgebirge in der Nähe von Innsbruck verlebte, um sich auf die Lehramtsprüfung vorzubereiten. In freien Stunden genoss er die Schönheit der Natur in vollen Zügen; sein liebster Aufenthalt war der Wald, und er durchwachte einmal mit seinem Freunde im tiefen Wald eine milde Sommernacht, vom ersten Heraufsteigen des Mondes an, bis er vor der nahenden Sonne erbleichte und die Hähne unter ihnen in Ampaß den Tag ausriefen.

Im Frühling 1855 starb sein geliebter Vater. Nachdem Schullern im Sommer dieses Jahres die Prüfung aus deutscher Sprache und Literatur für das Lehramt an Gymnasien mit sehr gutem Erfolge bestanden hatte, machte er eine Reise nach Dänemark und Schweden. Nach seiner Rückkehr wirkte er bis zum Juli 1856 als Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Innsbruck, und da er wöchentlich nur zehn Schulstunden zu erteilen hatte, fand er Zeit, sich in die Werke Feuerbach's zu vertiefen und seine ästhetischen Studien fortzusetzen, deren Resultate er zu Vorträgen über die äußere Form in der Poesie verwendete, die von ihm im Februar 1856 im Ferdinandeum gehalten wurden.

Über den Büchern versäumte er nicht das Leben. Er stand in freundlicher Beziehung zu dem vaterländischen Dichter Adolf Pichler, seinem damaligen Kollegen am Gymnasium, und besuchte seit Juni 1856 das „Judenstübl“ im Gasthof zur goldenen Sonne, das einen geselligen Mittelpunkt für Gelehrte und Literaturfreunde bildete. Die Seele dieses Kreises war Dr. Johannes Schuler, ein geistig hochstehender Mann voll lebhaften Interesses für Politik und Literatur. Er war in jüngeren Jahren als Dichter schöner Novellen und als Herausgeber der „Alpenblumen“, der ersten Zeitschrift auf dem Gebiete tirolischer Belletristik, aufgetreten, und suchte aufstrebende Talente nach Kräften zu fördern. Schullern gewann bald die Liebe und das Vertrauen des älteren Mannes, der durch seinen feurigen Patriotismus und durch seinen Freisinn auf ihn eine große Wirkung übte. Auch zu Professor Hlasiwetz, der nicht bloß ein Chemiker von Ruf, sondern auch ein gebildeter Musiker und

ein feiner Kenner der schönen Literatur war, trat Schullern in ein freundschaftliches Verhältnis und beteiligte sich an dessen musikalischen Übungen. „Bis jetzt“, schreibt er im Juni 1856 an seinen Freund Honstetter, „sah ich keinen, dem ich so sehr nachstreben möchte, wie ihm (Hlasiwetz) ... Nur wundert mich, daß er nicht allzu einseitig wird, indem er vom Leben nichts mehr aufsucht und aufnimmt; den Tag über im Laboratorium, auf den seltenen Spaziergängen den Kopf zur Erde geneigt, aller Gesellschaft baar, forscht und denkt er den ganzen Tag – sucht Licht ohne Luft. Und die frische Luft ist doch auch nöthig zur Bildung und Erhaltung des geistigen Organismus. Wenigstens mir ist sie nöthig.“

Soweit auch seine harmonisch angelegte Natur davon entfernt war, ein Opfer einseitigen Wissensdranges zu werden, so fühlte Schullern doch das Bedürfnis, sich in seinem Fache noch weiter auszubilden und er begab sich zu diesem Zwecke nach Berlin, wo er, mit vielen Empfehlungsbriefen in der Tasche, am 22. Oktober 1856 eintraf. Dass er seine neue Umgebung mit hellen Augen beobachtete, und dass sie günstig auf ihn wirkte, bezeugen manche Briefe und Tagebuchnotizen, die Menschen und Dinge in voller Lebenswahrheit widerspiegeln. Sehr ansprechend schildert er seinen ersten Besuch bei Wilhelm Grimm am 29. Oktober. Der Große Gelehrte nahm den jungen Tiroler mit liebenswürdiger Herzlichkeit auf, und äußerte den Wunsch, einmal nach Innsbruck und Salzburg zu kommen; aber er sei schon alt und kränklich und im Berliner Tiergarten sei es auch schön. Grimm sprach hierauf einige anerkennende Worte über Ignaz Zingerle, den bekannten Innsbrucker Germanisten. „Nun,“ erzählt Schullern weiter, „ließ ich ihn über ihr Wörterbuch an. Ja, das kostet uns viel Arbeit, sagte er, und er setzte mit innerm Vergnügen, indem er sich die kleinen, zarten, weißen Hände rieb, bei: Ich habe soeben eine lange Abhandlung über den Artikel „der“ vollendet; man möchte nicht glauben, was so ein einzelnes unbedeutendes Wort Arbeit kostet; erst wenn man beginnt, sieht man, dass man noch da und dort dafür zu sammeln hat; und wenn man nun die Sache genau nimmt, so findet man einen ungemeinen Reichthum an Stoff. Die Arbeit ist auch etwas ermüdend, weil eben alles so genau, so positiv ist; man kann nicht frei aus seinem Geiste herausarbeiten, man muß sich an das Gegebene halten – und doch (und dabei lächelte er, wie sich entschuldigend, dass er dies Lob über sich aussprechen müsse) ist es nicht mechanische Arbeit, es erfordert viel Denken und Forschen. Ich sprach meine Bewunderung aus über den Fleiß und die Belesenheit, da sie ja gewöhnt wären, in ihrem Lexikon Belege von allen Zeiten und Autoren für Schreibart und Gebrauch anzuführen und alle abnormen Fälle, in denen ein Wort der Schreibart und Flexion nach bei den verschiedensten Schriftstellern aller deutschen Zeitalter erschienen, zu bemerken. Er klagte mir nun, dass ihr Werk häufig angefeindet werde, so sein der Artikel „Ablaß“, den er doch nur aus rein wissenschaftlichem Gesichtspunkt, natürlich ohne Rücksicht auf seine religiöse Würde behandelt habe, nicht nur in Österreich und anderweitig beanstandet worden, sondern ein Erzbischof habe geradezu das Werk in seiner Diözese verboten. – Er war außerordentlich lieb, lachte bei der geringsten scherzhaften Äußerung, die ich that; die Ähnlichkeit mit dem Portrait konnte ich nicht so herausfinden, weil er eine Mütze auf dem Kopfe trug, die seine langen, schönen, grauen Haare theilweise verdeckte. Seinen Augen sieht man das viele Lesen an – sie sind etwas nach einwärts gekehrt – er muß auch kurzsichtig sein. Er hatte mich stehend in seinem Zimmer empfangen und hieß mich dann schnell an seine rechte Seite aufs Sopha setzen. Als ich aufstand um zu gehen, versicherte er mich recht treuherzig, es habe ihn sehr gefreut mich kennen zu lernen: „Besuchen Sie mich bald wieder, ich will sie dann meinem Bruder vorstellen.““ „Er fasste meine Hand und drückte sie warm.“ – Als ihn Schullern das zweite Mal besuchte, sagte Wilhelm Grimm zu ihm: Wir haben die Süddeutschen so gern, besonders die Österreicher, sie sind so heiter und geisteslebendig, dass es einem ordentlich wohlthut, mit ihnen zu verkehren.“ Jakob Grimm, dem er nun vorgestellt wurde, erkundigte sich teilnehmend nach seinen Studien, nach Ignaz Zingerle, und fragte, ob sich in Innsbruck niemand mit der Sammlung von Dialektwörtern beschäftige.

Schullern hörte an der Universität Vorträge Haupt's, Köpke's und anderer Berühmtheiten seines Faches und verbrachte täglich mehrere Stunden auf der Bibliothek, um Gotisch, Althochdeutsch, Angelsächsisch zu studieren. Auf Anregung seines Freundes Lachmann, eines Neffen des berühmten Philologen, betrieb er auch das Studium der schwedischen Sprache, aus der er Tegner's „Axel“, ein episches Gedicht, das eine liebliche Episode aus dem großen nordischen Kriege im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts behandelt, zu übersetzen begann. In einem Brief bekennt er, dass alte poetische Gelüste wieder erwachten. Ein dramatisches Fragment, das in Berlin entstand, fand sich unter seinen nachgelassenen Papieren. Doch blieb ihm wenig Zeit zur poetischen Produktion, da er nicht

bloß von seinen Studien, sondern auch von der Fülle der Eindrücke, die von allen Seiten auf ihn einströmten, in Anspruch genommen wurde. Er schreibt an einen Freund: „Wie große und viele Schätze Berlin in Beziehung auf bildende Kunst bietet, nicht nur in Museen und anderen Sammlungen, sondern auf allen Straßen und Plätze -, weißt Du wohl und Du kannst Dir denken, wie sehr ich diesen Umstand zu nutzen weiß.“ Er besuchte Konzerte, Theater, Gesellschaften. „Es giebt Wochen,“ schreibt er am 27. Januar 1857 an Honstetter, wo ich fünf bis sechs Einladungen zu Soiréen annehme.“ Dann kommt er auf eine Abendgesellschaft bei Grimms zu sprechen, die er „als bei der deutschesten aller Familien“ Soirée zu nennen, verschmähe: „Es sind an sechzig Personen da, außer mir wohl alle mehr oder minder bedeutend. Man bedauert, dass man nur mit wenigen, und dass man mit diesen nicht Stunden lang sprechen kann. Man steht oder drängt sich durch die Stehenden, sieht, hört, spricht. Die Stunden verfliegen wie Sekunden. Da kommt Wilhelm Grimm, dießmal im Frack, auf Dich zu, nimmt Dich bei der Hand, spricht unendlich väterlich und ehrwürdig mit Dir, erzählt Dir von der Inschrift des in Bukarest aufgefundenen goldenen Armringes, die er erklärt und als althochdeutsch mit Runen vermischt befunden hat -, Du hörst kaum, was er sagt, so vertiefst Du Dich in die Milde seiner Züge. - Dort grüßt dich Jakob Grimm, der große deutsche Greis mit dem Forscherauge, den Flammenzügen und den langen schneeweißen Locken, die ewige Unruhe in sich, wie das Feuer; hastig drückt er Dir die Hand, hastig spricht er, - Du möchtest ihm die Hand küssen, oder vielmehr die Locken, so heilig sind sie. Hermann Grimm, Wilhelms ältester Sohn, ein schöner, leider kränklicher junger Mann spricht Dich durch seine Freundlichkeit und Originalität an, (Du hast gewiß von seinen Dramen und Novellen gelesen oder gehört; lies letzteres, sie sind wunderschön) Du versprichst ihm gern, um was er Dich bittet, ihn recht oft zu besuchen. Er weist Dir verschiedene junge Talente, Dichter und Gelehrte, denen er Dich vorstellen will. Es thut Dir die Wahl weh, Du wählst blind den letzten der Vorgesprochenen, Professor Trendelenburg, den Philosophen. Dieser spricht mit Dir verständig und anziehend. - Du sagst zu einer hohen schönen Jungfrau, nachdem Du ihr vorgeführt bist: Fräulein scheinen nicht von hier zu sein? - Nein, ich bin aus Rom. - Ei, aus Rom, und nun in Berlin? Sie erzählt etwas Kauderwelsch, wie es gekommen, Du lachst mit ihr und sie entfaltet die ganze Glut ihrer Augen - aber Du bleibst nicht allzu lang, denn Du hast dort hinüber geschaut, und da sitzt in einem Winkel Julie. Du willst zu ihr, da fängt Dich Eduard Tempelty auf, den Du schon früher kennen gelernt und an den Du Dich gar bald herzlich geschlossen hast ... Er hat Dir nur zu sagen, Du möchtest nach der Gesellschaft mit ihm in eine Restauration gehen, und hält Dich nicht weiter auf. - In der Restauration, in die Dich Tempelty führt, triffst Du einen Kreis blutjunger Leute; doch größtentheils von Namen oder doch namhafter Abkunft. - Es interessiert Dich, diese Leute zu studieren; sie sprechen über Literatur und Dichtern, Du freust Dich über manchen und über manches, was sie sprechen. Das ist ein Abend - ähnlich giebt's viele.“

Mehr als fünf Monate, reich an Arbeit und Genuss, waren seit seiner Ankunft in Berlin verflossen, als er sich zur Heimkehr anschickte. Am 31. März 1857 verließ er Berlin und reiste über Dresden, Prag, Wien und Graz nach Innsbruck zurück. Mit Eduard Tempelty wie mit anderen Berliner Freunden blieb er brieflich verbunden.

Die Heimat umstrickte ihn bald mit ihrem ganzen Zauber. Als er sich im Sommer 1857 im Voldertale aufhielt, erwachte in ihm von Neuem der Poet, und er dichtete, frisch aus dem Leben heraus, mehrere hübsche Lieder, die mit anderen, später entstandenen den *Hedwig-Zyklus* bilden. Die lyrische Muse blieb fortan die treue Begleiterin und Trösterin seines Lebens. - Seit dem Herbst 1857 lehrte er wieder deutsche Sprache und Literatur am Gymnasium zu Innsbruck, und beendete seine Übersetzung „Axel“, die 1859 im Druck erschien. Die treffliche Arbeit fand im Publikum und bei der Kritik beifällige Aufnahme; ein Rezensent der Berliner „National-Zeitung“ (1859, Nr. 425) rühmt der Übersetzung Schullerns nach, dass sie den Ton des schwedischen Originals fast durchgängig sehr glücklich treffe, und ihrer Form nach derart sei, dass man nur an seltenen Stellen den Eindruck einer Übersetzung empfangt.

Im Juni 1859 zog er als Leutnant der von Franz Thurner organisierten ersten Innsbrucker Schützenkompanie nach Judikarien, bekam aber, wie er erzählte, „mit Ausnahme eines nächtlichen Patrouillenscharmützels auf dem Monte Macao, kein Pulver zu riechen.“

An den glänzenden Fest, das Innsbruck zum hundertjährigen Geburtstag Schiller's veranstaltete, nahm Schullern als Mitglied des Festkomitees tätigen Anteil; er verfasste auch

zwei mit Begeisterung aufgenommene Prologe und einen Epilog zu den Festvorstellungen im Theater. Diese Gelegenheitsgedichte, mit denen er vor die Öffentlichkeit trat, machten jedoch nur einen kleinen Bruchteil seiner poetischen Produktion aus; denn er dichtete damals viele Lieder, denen er seine inneren Erlebnisse anvertraute, er schrieb Novellen und arbeitete an einem Roman, den er später fortsetzte und von dem ein mehrere hundert Seiten umfassendes Bruchstück noch vorhanden ist. – Im März 1860 hielt er im Ferdinandeum zwei Vorträge über altdeutsche Frauen.

Nachdem er in Folge eines längeren Halsleidens seine Lehrtätigkeit am Gymnasium aufgegeben hatte, vermählte er sich im August 1869 mit Pauline von Finetti, einer Italienerin von Geburt, die aber schon in früher Jugend mit ihrem Vater in deutsche Lande ausgewandert war. Im ruhigen Glück des Hauses verflossen die folgenden Jahre; im Juli 1861 wurde ihm ein Knabe, Hermann, geboren, dem 1862 ein Mädchen und dann noch zwei Knaben, Heinrich und Josef, folgten.

Im Jahre 1861 schrieb er eine interessante Biographie seines Freundes Schuler, der 1859 gestorben war; diese Lebensbeschreibung bildet die Einleitung zu Schulers „Gesammelten Schriften“ (Innsbruck 1861), die Schullern mit mehreren Freunden herausgab.

Als die „Inn-Zeitung“, das erste liberale Innsbrucker Blatt seit der Reaktion der fünfziger Jahre, ins Leben trat, übernahm er, dem Wunsche seiner Gesinnungsgenossen entsprechend, die Leitung dieses Blattes. Er führte die Redaktion vom 1. Januar bis zum 1. September 1862 und blieb auch nachher ein fleißiger Mitarbeiter der „Inn-Zeitung“, die nach ihrem Programme für die Verfassung und deren freiheitlichen Ausbau, für den innigsten Anschluss Österreichs an Deutschland, für alle Interessen des Landes und insbesondere für die religiöse und bürgerliche Freiheit seiner Bewohner eifrig wirkte. Als Redakteur war Schullern bemüht, den Lesern das Verständnis wichtiger Tagesfragen zu vermitteln und in einem reich ausgestatteten Feuilleton Unterhaltendes und Belehrendes, besonders Besprechungen bedeutender Erscheinungen auf dem Gebiete tirolischer Kunst und Literatur zu bringen. Außer zahlreichen politischen Aufsätzen, die sich durch Sachkenntnis und gewählte Form, und wo sie polemisch auftreten, durch maßvolle Haltung auszeichnen, verfasste Schullern für die „Inn-Zeitung“ Theaterberichte, Rezensionen und eine launige Wochenchronik. Zu seinen schönsten Feuilletons, in denen schon der Meister idyllischer Kleinmalerei zum Vorschein kommt, gehören die anmutigen Skizzen: „Aus der Sommerfrisch“ (Nr. 217-225) und die gemütvollte Schilderung des St. Nikolausfestes (Nr. 280).

Seine Stellung bei der „Inn-Zeitung“ brachte ihm das Glück der persönlichen Bekanntschaft mit Björn-Stjerne Björnson, dem hervorragenden norwegischen Dichter, der sich im Sommer 1862 in Schwaz aufhielt. Seit Monaten ein eifriger Leser der „Inn-Zeitung“ wandte sich Björnson am 9. August 1862 brieflich an den Redakteur dieses Blattes, um ihn auf einen Vorfall, der sich in Schwaz ereignet hatte, aufmerksam zu machen. Schullern bereitete dem Dichter eine angenehme Überraschung, indem er dessen Zuschrift, die in deutscher Sprache abgefasst war, in norwegischer Sprache beantwortete. Es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, persönliche Begegnungen folgten, und bald entwickelte sich zwischen ihnen ein herzliches und dauerndes Freundschaftsverhältnis, dem Schullern viele der schönsten Stunden seines Lebens verdankte.

Schullern war Mitglied des Komitees für das Landesfest, das 1863 gefeiert wurde. Sein patriotisches Festgedicht: „Zur fünfhundertjährigen Feier der Vereinigung Tirols mit Österreich“ wurde am 29. September 1863 im Redoutensaal zu Innsbruck vor Kaiser Franz Josef gesprochen und mit vielen Zurufen ausgezeichnet. Ein anderes Gelegenheitsgedicht: „Das Lied von Österreich und Tirol“ fand auch außer Tirol vielen Beifall: B. Ritter von Carneri, der durch seine Tätigkeiten im steirischen Landtag und im Reichsrat zu Wien, sowie durch seine publizistischen und philosophischen Leistungen rühmlich bekannt geworden ist, ließ dem Dichter am 11. April 1864 neben dem Ausdruck seiner Verehrung die Versicherung zukommen, dass er in Graz mehrere sehr warme Bewunderer zähle.

Im Oktober 1863 hielt er als Vorstand des neugegründeten Turnvereins bei der von ihm angeregten Feier der Schlacht von Leipzig, die Festrede im Redoutensaal. Im Dezember dieses Jahres wurde er als Schriftführer in den Hilfsausschuss für Schleswig-Holstein, später in das Komitee zur Errichtung eines Denkmals der Erinnerung an die Jubelfeier der

Vereinigung Tirols mit Österreich gewählt und mit der Abfassung der Adressen an den Kaiser, die Erzherzoge und eines Aufrufes zu Beiträgen betraut, der im Mai 1865 in den öffentlichen Blättern erschien.

Obwohl ihn die politischen Zustände Tirols oft entmutigten, so widmete er ihnen unausgesetzt seine Aufmerksamkeit und war nicht nur als Mitarbeiter der „Inn-Zeitung“, sondern auch als Korrespondent auswärtiger Blätter, wie der Wiener „Presse“, der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ der seit Neujahr 1864 in Wien erscheinenden „Verfassung“ publizistisch tätig. Auch das literarische Leben seiner Heimat verfolgte er mit Interesse und er veröffentlichte in der „Inn-Zeitung“ (1863, Nr. 77, 78) eine freundliche Besprechung der von Hans von Vintler unter Mitwirkung Angelika's, L. v. Hörmann's und Waldfreund's herausgegebenen „Frühblumen aus Tirol“ (Innsbruck 1863). Das Andenken Hermann von Gilms, der fern der tirolischen Heimat in Linz gestorben war, ehrte er durch einen schönen, am 1. April 1865 im Ferdinandeum abgehaltenen Vortrag, der sich um die richtige Würdigung Gilms ein großes Verdienst erwarb und im Feuilleton der „Inn-Zeitung“ (1865, Nr. 88-94) gedruckt erschien. Schullern wurde einstimmig in das Komitee gewählt, welches mehrere Verehrer Gilms bildeten, um das Geburtshaus des Dichters zu Innsbruck mit seiner Büste zu schmücken und die sterblichen Reste des edlen Sängers der heimatlichen Erde zu übergeben. Er verfasste im Dezember 1867 den Aufruf: „Für Hermann v. Gilms Denkmal“ und schrieb zum 10. Dezember 1868, dem Tag der Beisetzung von Gilms irdischen Resten im Innsbrucker Friedhof ein längeres Gedicht; er dichtete ferner das innige Grablied, das nach der Einsegnung der Überreste Gilms vor der St. Johanniskirche am Innrain von der Liedertafel gesungen wurde.

Wie ihm die neidlose Anerkennung fremder Verdienste ein tiefes Herzensbedürfnis war, so empfing er auch manches erfreuliche Zeichen von freundlicher Wertschätzung seiner eigenen Bestrebungen. Zwischen ihm und B. von Carneri, der sein patriotisches Gelegenheitsgedicht so warm begrüßt hatte, bildete sich ein freundschaftliches Verhältnis, das an Wärme nichts dadurch verlor, dass die beiden Männer, die sich nie gesehen haben, nur brieflich mit einander verkehrten. Für die Zusendung des „Axel“ dankte ihm Carneri am 20. Januar 1865 mit herzlichen Worten und sagte: „Ihre Übersetzung liest sich wie ein Original und doch ist der ganze Duft des hohen Nordens rein erhalten. Welche Leichtigkeit der Diction und gleich weit vom Platten wie vom Manierirten. Mein Ideal für derlei Erzählungen: der Ton Hartmanns von Aue in seinem „Armen Heinrich“ ist vielleicht nie glücklicher erreicht worden.“ Der berühmte Dichter Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg), ein Freund Carneri's, äußerte sich ebenfalls sehr anerkennend über Schullerns Übersetzung. Am 29. Mai 1865 dankte ihm Carneri für die „eben so gediegene als liebevolle Charakteristik Gilms“, und als ihm Schullern seinen „Vogelsteller“ überschickt hatte, bat Carneri seinen Freund Auersperg um sein Urteil über dieses Gedicht. Auersperg schrieb ihm am 12. Februar 1869: -- „Ich komme auf den eigentlichen nächsten Anlaß Deines lieben Schreibens, nämlich die mir mitgetheilten Schullernschen Poesien, für deren Bekannschaft ich Dir vielmals danke. Das Gedicht an Gilm ist schön und edel gedacht, aber etwas zu breit. – Dagegen finde ich den „Vogelsteller“, welchen ich Dir anbei rückstelle, ganz vortrefflich. Es wäre schade, wenn das Gedicht nicht gedruckt würde.“ Carneri bemerkt hierzu in einem Brief an Schullern: „Nicht ohne Grund habe ich mich an Auersperg gewendet, und wie ich ihn kenne, weiß ich, dass die Art, wie er über dieses Gedicht sich aussprach, einen hohen Werth hat; ich wollte wetten, dass es beim Lesen ihn durchrieselt hat, wie eine lebendige Erinnerung an seine schönste Zeit.“

Im äußern und innern Leben Schullerns vollzogen sich allmählich mehrere wichtige Veränderungen. Im Frühling 1867 beklagte er den Tod seiner Schwester Marie, einer edlen, seelenvollen Frau, die mit Ludwig von Klebelsberg vermählt war.

Mehrere Jahre hatte er auf dem Gebiet der Publizistik gearbeitet und noch 1868 hatte er einige Wochen hindurch das „Innsbrucker Tagblatt“ redigiert, als sich ihm bald darauf ein neues Feld gemeinnütziger Wirksamkeit eröffnete, das er mit Eifer bebaute: Im Mai 1869 wurde er zum Bezirksschulinspektor für die Bezirke Kufstein und Meran (mit Ausnahme der ehemaligen Bezirke Glurns und Schlanders) ernannt. Hatte er auch als Inspektor anfänglich Widerstandsszenen aller Art hinzunehmen, so empfing man ihn nach wenigen Jahren fast allenthalben auf das zuvorkommendste, ja häufig festlich mit Pöllerschüssen und anderen Ehrenbezeichnungen. Er widmete sich dem dornenvollen Beruf einige Zeit unentgeltlich, da

er zuerst nur in Form eines mäßigen „Pauschales“ eine Entschädigung seiner Auslagen bezog.

Im Jahre 1869 lernte er in Innsbruck Georg Herwegh und den amerikanischen Dichter Longfellow, 1870 den bekannten Rhapsoden Wilhelm Jordan, 1871 Emil Palleske, später Berthold Auerbach und Martin Greif kennen. Über Wilhelm Jordan, der im April und Mai 1870 im Redoutensaal vor einem gebildeten Publikum Partien aus seinen Nibelungen vortrug, publizierte Schullern zwei treffliche Aufsätze, die den Genuss, den Jordans Vorträge boten, feinsinnig zergliederten. („Bote für Tirol und Vorarlberg“, 1870, Nr. 98, 99, 102). Im Frühling 1871 trat Emil Palleske, der ausgezeichnete Vorleser und Verfasser von „Schillers Leben und Werke“ im Redoutensaal auf und las dort am 30. März mit hinreißender Wirkung Shakespeare's Othello. Schullern lieferte im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ (1871, Nr. 73, 74) eine meisterhafte Charakteristik der Vortragsweise Palleske's, wofür ihm dieser aus Meran, 3. April 1871, in einem enthusiastischen Brief dankte. Palleske schreibt unter Anderem: „Es ist etwas ganz Eignes um Ihr Österreich. Im übrigen Deutschland besorgen von den Redaktionen bestellte, meist blasierte, und oft sehr wenig berufene Recensenten die Kritik. Bei Ihnen bildet sie einen Theil der edlen Gastlichkeit, mit der Männer allerersten geistigen Ranges den Künstler aufnehmen. Darum wirkt solche Kritik aber auch auf das Publikum wie auf den Künstler anspornend und veredelnd. Und letzteres wird denn auch der einzige Dank sein, den ich Ihnen zollen kann, das Bestreben, mit unbeirrtem Blick dem Ideal der Schönheit und Wahrheit nachzugehen. Sie haben mir mein Loos wirklich wieder werth, ja beneidenswerth erscheinen lassen, und oft wenn mir auch die Mühen desselben heiß auf der Stirn oder im Herzen brennen, wird mir die Erinnerung an Ihre Kritik wie ein stärkender Labetrunk neue Kraft und neuen Muth geben.“

Den in früheren Jahren eifrig gepflegten linguistischen Studien ist Schullern nie ganz untreu geworden. Er hatte Beiträge für Schöpf's „Tirolisches Idiotikon“ (Innsbruck, 1866) gespendet und plante nun die kritische Ausgabe eines alemannischen Jagdbüchleins aus dem vierzehnten Jahrhundert, dessen Pergamenthandschrift unter dem Titel: „Diß buchlin lert Spüren und Jagenn“ auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek liegt. Obwohl er hierzu eingehende Vorstudien gemacht hatte, kam die Ausgabe in Folge seiner vielen anderen Arbeiten nicht zustande; er veröffentlichte nur im „Festblatt für Tirols Schützen und Jäger“, das bei der Anwesenheit des Kaisers Franz Josef in Innsbruck am 4. Jänner 1871 vom Zentral-Fest-Komitee herausgegeben wurde, einen anziehenden Bericht über das köstliche Büchlein und teilte daraus den Anfang mit den nötigen sprachlichen Erläuterungen mit.

Im Jahre 1872 starb Professor Josef Daum, mit dem Schullern viele Jahre in treuer Freundschaft verbunden gewesen war. Er setzte ihm ein würdiges Denkmal in der Gedächtnisrede, die er am 29. Februar 1872 im konstitutionellen Verein zu Innsbruck hielt. Diese Rede wurde gedruckt und erschien im Selbstverlag des Vereins.

In poetischer Hinsicht zählen diese Jahre zu seinen fruchtbarsten. Im „Erzähler“ (Beilage zum „Innsbrucker Tagblatt“ 1869) finden sich von ihm neben kritischen Aufsätzen auch lyrische Gedichte und eine Novelle (S. 77 – 85): „Die Schüchterne. Akten einer Liebesgeschichte“. Seit Mai 1870 beschäftigte ihn eine epische Dichtung: „Das letzte Gericht“, von der aber in seinem Nachlasse nicht weiter aufzufinden war, als das Fragment: „Ins Jenseits“, das schon in den „Herbstblumen. Beiträge tirolischer Schriftsteller zum Besten der durch Feuersbrünste geschädigten Bewohner von San Martino und Terres“ (Innsbruck, 1870, S. 147) erschien. Sorgsam feilend, ergänzend und rundend brachte er 1872 den „Hedwig-Zyklus“ zum Abschluss. So reichlich aber seine poetische Ader strömte, so karg war er in der Mitteilung seiner Produktion. Musikdirektor Josef Pembauer erhielt von ihm ein paar Lieder, die er komponierte. Im Jahre 1873 vollendete Schullern eine große Tragödie: „Signe“, worin er einen uralten, fremdartigen Sagenstoff, den Anfang der Völsunge-Saga (Kap. 1-8) künstlerisch zu gestalten und moderner Empfindung näher zu bringen suchte. Dieses Werk, anziehend in der Komposition und in der Charakteristik, ist ein schönes Zeugnis seines unleugbaren dramatischen Talentes.

Wie Schullern eine reiche poetische Tätigkeit entfaltete, so wirkte er unausgesetzt und mit voller Kraft für die Schule. Er war ein Mitgründer des von mehreren Schulmännern und Schulfreunden ins Leben gerufenen Volksschulvereins und er wurde, als sich der Stammverein am 20. April 1870 zu Innsbruck konstituierte, zum Vorstand gewählt. Dieses mühevollen Amt bekleidete er bis 12. April 1876, an welchem Tage er eine Wiederwahl

wegen Überbürdung mit Geschäften ablehnte. Der tirolische Volksschulverein, jedem Parteigetriebe fernstehend, verbreitete sich in vielen Einzelvereinen über ganz Deutsch-Tirol, verfolgte Hunderte arme Schüler mit Lehrmittel und Tausende dürftiger Kinder mit Kleidern und Schulbüchern. Wenn dieser Wohltätigkeitsverein eine so große Ausbreitung erfuhr und so segenreich wirkte, so ist ein Hauptverdienst an diesem Erfolge der unermüdlichen Tätigkeit Schullerns zuzuschreiben. Er besorgte nicht nur die Geschäfte der Leitung des Vereines, sondern führte auch die Korrespondenz mit den Zweigvereinen, bereitete die Generalversammlungen in Bozen, Hall, Innsbruck, Bruneck vor und besuchte und leitete dieselben auf eigene Kosten.

Am 28. Mai 1870 wurde er das erste Mal, und dann in allen folgenden Wahlperioden wieder in den Gemeinderat seiner Vaterstadt gewählt, wo er sich besonders um die Hebung des städtischen Schulwesens verdient machte. Er hatte ein warmes Herz für die geplagten Lehrer und war ein unermüdlicher und einflussreicher Vertreter ihrer Interessen. – Nach dem Tode des Professors Daum, der die Schulen des Innsbrucker Stadt- und Landbezirkes zu inspizieren hatte, wurde Schullern im März 1872 mit der Inspektion dieses Bezirkes betraut, nachdem er früher auf sein Ansuchen vom Inspektorat des Meraner Bezirkes enthoben worden war. Als Inspektor des Bezirkes von Kufstein und der städtischen Schulen Innsbrucks- das Inspektorat für den Landbezirk Innsbruck legte er im Dezember 1873 zurück – war Schullern noch mehrere Jahre ein ersprießlicher Weise tätig.

Schullerns Verdienste um die Schule wurde an maßgebender Stelle anerkannt. Er wurde im Dezember 1874 in die tirolische Landesschulbehörde zur Dienstleistung berufen, am 11. September 1879 zum kaiserlichen Rat und am 1. Oktober 1883 zum Ministerial-Konzipisten ernannt.

Der anstrengende Dienst im Büro des Landesschulrates bewog ihn, um die Enthebung von dem Amt eines Schulinspektors zunächst für den Kufsteiner Bezirk anzusuchen. Am 30. Dezember 1878 verabschiedete er sich von den Lehrern dieses Bezirkes. Im Jahre 1884 legte er auch das Inspektorat der Schulen Innsbrucks nieder, und als er von den städtischen Lehrern Abschied nahm, sprachen sie dem verehrten und geliebten Vorgesetzten den wärmsten Dank aus für seine milde und gerechte Aufsicht und für seine wirksame Vertretung im Gemeinderat. Er war 15 Jahre Schulinspektor und 12 Jahre Inspektor der städtischen Schulen von Innsbruck gewesen.

Er widmete seine Kraft nicht allein der Schule, sondern stellte sie auch noch in den Dienst anderer öffentlicher Interessen. So wurde er im Mai 1867 in den Ausschuss des Ferdinandeums gewählt und besorgte seit jener Zeit die Geschäfte desselben als Sekretär. „Für den Museums-Ausschuss“, heißt es im Bericht des Ferdinandeums vom Jahre 1889, „war Schullern eine höchst schätzbare Kraft wegen seines gründlichen Wissens und seines sichern leidenschaftslosen Urtheils.“ Schullern fungierte als Mitglied der Wiener-Weltausstellungskommission, der Ausschüsse verschiedener Vereine, wie des konstitutionellen Vereins, des Sparkasse- und Musikvereins. Auf den ihm 1875 gemachten Vorschlag, sich zum Abgeordneten Innsbrucks für den Landtag wählen zu lassen, ging er nicht ein, sowie er die angebotene Würde des Vizebürgermeisters der Stadt Innsbruck und die Stelle des Museumsvorstandes ablehnte.

Außer den früher angeführten Adressen und Aufrufen verfasste er noch zahlreiche ähnliche Schrift-Stücke, von denen wir eine Proklamation bezüglich der Landtagswahlen (1867), die Adresse der Stadt Innsbruck zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum (1873) und zur silbernen Hochzeit des Kaisers (1879), eine Petition an das Herrenhaus in Betreff der Novelle zum Schulgesetz (1882), eine Vertrauensadresse an Dr. Blaas (1887), die Petition des Gemeinderates an den Reichsrat gegen den Lichtenstein'schen Schulgesetzentwurf (1888) erwähnen.

Auch literarisch war er noch immer nach verschiedenen Richtungen tätig. Im Jahre 1878 ließ er ein Heftchen humoristischer Gedichte: „Frauhitt. - Ein Abend auf dem Achselkopfe“ drucken, das in und außer Tirol freundlich aufgenommen wurde. Sein Nachlass enthält die Fortsetzung und den kurz vor seinem Tode gedichteten Schluss der „Frauhitt.“ – Seinem Aufsatz über das „Letzte Aufgebot“ von Franz Defregger (Boten für Tirol und Vorarlberg 1874, Nr. 134), einem Aufsatz, den Defregger, wie er zu Schullern sagte, zum Besten zählt, was über sein Bild geschrieben wurde, folgte eine ausführliche Besprechung des schönen

Bildes: „Andreas Hofers letzter Gang.“ (Bote für Tirol und Vorarlberg 1879, Nr. 134). Besonders hervorzuheben sind zwei wertvolle Beiträge zur tirolischen Literatur- und Kulturgeschichte, die er 1879 im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ veröffentlichte: Die Biographien des tirolischen Dramatikers und Schauspielers A. L. Schenk (Nr. 50) und des akademischen Turnlehrers Franz Thurner (Nr. 164-170). Mit Schenk, der 1879 in der Irrenanstalt zu Hall starb, war Schullern 1867 persönlich bekannt geworden. Er suchte dem begabten, aber vom Schicksal verfolgten Mann zu helfen, wie er nur konnte. Er rezensierte seine Werke, er verwendete sich für ihn bei seinen Freunden in Innsbruck und bat in mehreren Briefen Tempelvey, den Theaterintendanten in Gotha, sich des Verlassenen anzunehmen. – Die Lebensbeschreibung seines Freundes Thurner, die sich zu einer, wenn auch nur skizzierten Geschichte der Entwicklung des Turnwesens in Innsbruck gestaltet, gibt ein ansprechendes Bild des „ersten Turners und Gründers der Feuerwehr in Tirol“.

Am 11. März 1882 hielt er bei der Feier des fünfzigjährigen Todestage Goethe's im Redoutensaal den Festvortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, und den er am 30. März im Ferdinandeum wiederholte. - In dieser Zeit griff er ein Lieblingsthema: Den Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Diktion, auf und legte viele sinnige Beobachtungen über das „poetische Bürgerrecht“ häufig gebrauchter Wörter und Wendungen in einer Abhandlung nieder, die erst 1886 fertig, aber nicht publiziert wurde.

Aus dem lebhaften Interesse, das er an den Fragen der Jugenderziehung nahm, ging das lehrreiche Schriftchen über das „Mädchenschulwesen in Innsbruck und die Errichtung einer weiblichen Fortbildungsschule. Samt Entwürfen für das Statut und die Lehrpläne“ (Innsbruck 1885) hervor. In den „Innsbrucker Nachrichten“ (1885, Nr. 93) äußerte er sich über die „Frage der Ferienverlegung“. – Das Abendblatt der „Neuen freien Presse“ vom 12. Juli 1888 (Nr. 8578) brachte von ihm einen längeren Artikel über „Schuler's Relieffkarte von Tirol“.

In den letzten Jahren seines Lebens entstanden mehrere seiner schönsten Gedichte, die sich mit Vorliebe auf dem Gebiet der Idylle, der behaglichen Schilderung häuslichen Glücks, der Erinnerung an die Kinderzeit bewegen, und in denen sich der Adel und die bescheidene Anmut seines Wesens auf das liebenswürdigste offenbaren. Es ist kein Zufall, dass er Eduard Mörike, den graziösen schwäbischen Lyriker, immer besonders hochhielt; aus dessen Dichtungen sprach ihn etwas Verwandtes an, er gab sich ihrem Zauber mit ganzer Seele hin und fühlte sich durch sie in seiner Eigenart gestärkt und gekräftigt.

Am 1. Januar 1889 wurde ihm eine Enkelin getauft. Als ihn wenige Tage später ein scheinbar leichtes Unwohlsein befiel, dachte niemand an das nahende Ende. In der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 1889 starb er plötzlich am Herzschlag. Allgemein war die Trauer um ihn, allgemein das Gefühl des großen Verlustes, den seine Familie, seine Freunde, seine Mitbürger erlitten.

Wer könnte nun abschließend und zusammenfassend Anton von Schullern besser beschreiben als seine Söhne Hermann und Heinrich: „Anton von Schullern war eine vornehme Erscheinung, schlank und kräftig gebaut, gewandt und sicher in seinem Auftreten. Auf den ferne Stehenden machte er den Eindruck des zurückhaltenden, feinen Weltmannes. Wer ihn genauer kennen lernte, wer ihn sprechen hörte und in sein geistvolles Antlitz, sine treuen braunen Augen blickte, der wurde gefesselt von der Lauterkeit und Milde seines menschenfreundlichen Wesens. Sein Herz war ohne Arg und voller Güte. Und so hat er nach Goethes Worten gelebt: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

AN HEDWIG

I. IM BERGWALD

HEDWIG

Hat dich auch, Heerstraßen entlang durch lachende Thäler,
Wand'rer, die Reise geführt in den Gebirgen Tirols,
Hast du die freundlichen Städte geseh'n und die niedlichen Dörfer
Hier in des Innthals Gau'n, dort am Gestade der Etsch:
Nimmer empfandst du den Reiz, den geheimnißvolleren Zauber,
Welchen die Bergwelt beut hoch im entlegenen Thal.
Völlig umschlossen erscheint's von himmelanstarrenden Felsen,
Undurchdringlicher Wald klimmet hinan aus der Schlucht,
Wo zornschnaubendem Unthier gleich, die gewaltige Mähne
Sträubend der Waldstrom tobt, dräuend der Schlange des Pfads
Im zur Seite, die scheu, misstrauend dem wilden Begleiter,
Neben ihm thalwärts schlüpft, jetzt im Gestrüpp sich versteckt,
Jetzt mit blitzendem Schwung, eh's noch der Erboste gewahr wird,
Der sie verschlingen gewollt, über den Rücken ihm schnell,
Daß er in blinder Begier an den Fels anrennt und zurück sich
Bäumt, aufsprerrend den weißschäumenden Rachen im Schmerz.
Also jagen die zwei thalab, bis draußen am Ausgang
Keck kopfüber im Sprung sich der Gewaltige stürzt,
Während die and're behend vorsichtig im schlängelnden Zickzack
Mählig die Tiefe gewinnt, wo sie durch lachende Flur
Leicht dem Gestürzten entrinnt, der nun mit zerschlagenen Gliedern
Lahm hinschleicht und zahm sich in die Fessel geschmiegt.

Da und dort, wo die Schlucht sich weitet, erstreckt sich am Ufer
Sonnige Matte, der Wald zog sich gefällig zurück,
Gönnte der menschlichen Hand ein Plätzchen zu friedlichem Anbau,
Mitten im wilden Geklüft eine Oase der Ruh.
Siehe, da nahte die Nympe des Quells, der sprudelnd die Kräuter
Würzt und kredenzte den Trank lächelnd dem Hirten des Thals,
Reichte dem Flößer, dem Jäger ihn dar, heilkräftig erfrischt er
Glieder und Brust und der Ruf dringet hinunter in's Land.
Kranke und Schwache entrafen der Stadt Stickluft und des Dorfes

Drückender Arbeit sich, nippen des labenden Quells,
Athmen die reine, balsamische Luft und kehren gekräftigt.
Hütten erstehen, es raucht bald der gesellige Herd,
Und das belebende Naß umspielt die gelähmten Gelenke,
Löst und stählt, bis die Hand spottend die Krücke verwirft.
Und nun steht es und heißt euphonischen Klanges Gebirgsbad;
Unansehnlich dem Aug, aber an heilender Kraft
Unübertroffen. Es fehlt Eleganz und entbehrlicher Comfort,
Kursaal fehlt und Bazar und das beliebte Roulett.
Aber es fehlt zugleich die tyrannische Fessel der Mode,
Kellnergenäsel, es fehlt Albions trauriger Sohn.
Weltlärmüdem Gemüt ein Asyl, reizvolle Idyelle
Sinnigem Dichter, erfrischt's Jeglichem Körper und Geist.
Rings umschlossen vom Wald, smaragdgrün funkelt die Wiese,
Etwas Acker gedeiht auch und ein Gärtchen dazu.
Kammern von Holz herbergen den Gast mit bescheidenem Hausrat,
Niedrig und eng, doch prangt schimmernd das reinliche Bett.
Köstlichen Vorrat schleppen herauf tagtäglich des Boten
Kräftige Schultern, es strotzt Küche und Keller davon.
Bestens vermag zu bereiten die Speisen die sorgliche Wirtin,
Denn hier „zehret die Luft“, wie die Erfahrene sagt;
Und sie versteht es gar wohl, ist eine „gelernete“ Köchin,
Einstens dem Pfarrer sogar hat sie zu Wunsche gekocht.
Wohl! noch ist in Tirol die Wirtin Mutter den Gästen:
Nicht nur den Gast, in ihm ehrt sie zugleich die Person.
Wo du erscheinst, kredenzt dir funkelnden roten Tiroler
Freundliche Hand, die traut dir auf die Schulter sich legt:
„Biswillkommen und mög dirs gefallen in unserem Hause!
Was wir haben, es sei dir zum Genusse bereit!“
Und sie haben gar viel und je ferner den Stätten der Menschen,
Um so gastlicher ist, um so bereiter das Haus.
Aus dem Gebirgsbach frisch auf den Tisch hin glitscht die Forelle;
Speik und Brunnelle, wie süß würtzen sie Butter und Milch.
Gemse und Reh und Hirsch und vom Balze herunter des Spielhahns
Tannharzduftiges Fleisch liefert der Schütze genug.
Und zur würzigen Speise den Trunk kernechten Tirolers,
Der mildkräftig und klar Leib dir und Seele erfrischt.

Stille! was irrt vom Gebiet idealischer Liebesidylle
Zu kulinarischem Preis schnöde die Seele mir ab?
Ach es entfliehet die Zeit, schon lichtet am Scheitel die Locke
Sich, der ernüchterte Sinn schätzte auch derbere Kost.
Damals suchte und sah der achtzehnjährige Knabe
Blumen und Sterne und s i e , immer und immer nur s i e .
Was kam heute zur Hand aus alten Blättern der Strauß mir?
Farblos liegt er und welk, welchen ich damals gepflückt.
Aber ein Duft noch steigt voll seliger Jugenderinnung
Aus dem vergilbten empor, rührt mir zu Thränen das Herz.
Damals war er erblüht so schön in der Sonne der Liebe,
Wonne und seliger Schmerz hatt' ihn mit Thränen bethaut.
Ach! die Thräne, die nun auf seine Leiche herabquillt,
Strömet ihm Leben nicht ein, machet die Blätter nicht grün.
Ach vielleicht wie mir ruft dir ein verborgener Dufthauch
Freundlicher Leser, daraus holde Erinnerung wach.
Ach, wie thut sich das Thal so sonnig, indem ich die Lieder
Sammle und ordne an dich, wieder im Geiste mir auf!
Nah aus rauschendem Wald lockt munter das Zwitschern der Meise,
Luftiges Jauchzen ertönt hoch von den Almen herab.
Friede ringsum! kein Ton aus dem lauten Gehader der Menschen
Dringt in des einsamen Thals liebliche Stille herauf.
Wenig Gesellschaft giebt's; harmlose Geschöpfe begnügen
Nur mit den Freuden sich gern, welche Natur hier gewährt.
Alternde Mütterchen ruhen im Grase, die stützende Krücke
Neben sich niedergelegt, tief in die fröstelnde Brust
Athmend die sonnige Luft, Veteranen mit goldenen Kreuzen
Vorn an der Brust, Rotbarts tapfre Genossen dereinst,
Stehen gesellt im Gesprächsaustausch der erlebten Gefahren
Anno neun. Ein Kaplan murmelt dabei sein Brevier.
Jugend auch ist vertreten. Ein Paar bleichsüchtiger Mädchen
(Eh' noch die Woche verrinnt, färben die Backen sich rot)
Zieh'n dort schäkernd hinüber den Pfad durch den schattigen Laubgang,
Der zu der Fernsicht führt weit in's entlegene Land.
Denn allseitig geleiten die traulichsten Wege und Stege
Unsere Gäste herum, hier zur Kapelle, zur Bank

Dort und ein anderer führt zur einsamen Eremitage
Wo wahrhaftig bis heute solch Petrefakt sich erhielt
Aus der verlorenen Race der Klausner, ein stiller Geselle,
Schlecht und recht, das Geripp tief in die Kutte gehüllt.

Das ist die Welt, in die dereinst ein lockiger Jüngling
Frisch wie der Nord und stolz mit den Genossen gestürmt,
Aber vom Dufte gelockt, vom Zauber der Rose gezähmet,
Schüchtern und fromm wie der West ihr sich zu Füßen geschmiegt;
Denn sie war's, die aus all dem Herbar, das im traulichen Thale
Sich gesammelt, ihm frischblühend entgegengelacht.
Doch die Liebliche war schon versagt und in seligen Schmerzen
Hanget und bangt er vor ihr, fliehet und kehret zurück,
Reißet sich endlich los, nicht ohne daß eher die Rose
Vollaufglühend dem Gruß sich des Entzückten geneigt.
Längst nun sind ihr vernarbt in der Ferne die Wunden, die leichten,
Und am sicheren Herd ward ihr ein freundlicher Port.
Aber ein Schimmer des Glücks aus jenem entschwundenen Frühling
Färbt ihr der häuslichen Welt ernstere Freuden wohl noch,
Zaubert mit seinem Strahl auf dem grauen Gewebe des Teppichs
Unter den Fingern der Frau liebliche Blumen hervor.
Und wenn der Frühling kommt, wenn die Knospe der Rose sich öffnet,
Zucken dann wohl noch süß manchmal die Wunden ihr nach.
Du magst einen, du magst sie trennen, o himmlische Liebe,
Läßt du den Herzen doch stets Fülle des Segens zurück.

Lauschst nun des Liebenden Liede und jauchzt mit dem Glücklichen, weinet
Mit dem Entsagenden auch, bis sich vor eurem Aug'
Unter der Poesie unmerklich entglimmendem Himmels-
Bogen das ganze Bild lächelnd zu Golde verklärt.

(Sch., G. 33-40)

AUSZUG

O du Frühlingszeit, o du selige Zeit,
Wie dehnt sich die Welt und die Seele da weit!
Da schlingt sich ein Arm um den andern,
Zu wandern, zu wandern, zu wandern.

Kein Thal ist zu tief und kein Berg ist zu hoch,
Wir dringen doch ein, wir erklimmen ihn doch,
Und sehen die Welt uns zu Füßen,
Und grüßen und grüßen und grüßen.

Was fliegst du dort, Falke? Frei sind wir wie du,
Du Jublerin Lerche, wir jubeln dir zu,
Wir wiegen wie du uns auf Schwingen
Und singen und singen und singen.

Und lugt wo ein Röslein aus Rebengerank,
Da winkt uns ein Kuß und da perlet ein Trank;
Es leben die Rosen und Reben,
Sie leben, sie leben, sie leben!

Und locket uns lieblich ein friedliches Thal,
Da steigen wir nieder und rasten einmal
Und ruh'n unter schattigen Bäumen
Und träumen und träumen und träumen!

O du Jugendtraum, o du seliger Traum
Von der Liebe Glück und der Freiheit Baum.
O mögst du uns golden umschweben
Durch's Leben, durch's Leben, durch's Leben!

(Sch., G. 41-42).

HEUTE SAß SIE AUF DER SCHWELLE

Heute saß sie auf der Schwelle,
Und auf einmal – weiß ich , wie? –
Stand der schüchterne Geselle
Vor ihr da und grüßte sie.

Und sie grüßte lächelnd wieder,
Und mich traf ein Strahl im Flug,
Daß ich nur die dreisten Lider
Süß erschreckt zu Boden schlug.

Was ich sprach – vergebens quäl' ich
Nun mich – ich vergaß es ganz,
Sinnberauscht und doch so selig
Sonnt' ich mich an ihrem Glanz.

Und der Strauß in meinen Händen –
War's sein Duft, der mich verwirrt ? –
Hatte wie im Handumwenden
Sich in ihren Schoß verirrt.

Wie sie aufsprang, unbefangen
Dankt' ich mir in's Auge sah –
Ach von Liebreiz ganz gefangen

Stand ich ohne Worte da.

Weißer Achselbänder hielten
Kindlich ihre Schürze fest
Und im Lockengolde spielten
Sonnenblick und Fühlingswest.

Also stand sie, auf der Klinke
Ruhte zögernd ihre Hand
Noch, indeß den Blick die Linke
Schirmte vor der Sonne Brand.

Und sie schien so gar nicht spöde,
Kargte nicht mit Blick und Wort;
Doch – der Schäfer war zu blöde
Und die Stunde huschte fort.

Und nun steh ich und am Fädchen
Hält die kleine Hexe mich –
Laß mich los, geliebtes Mädchen,
Ober lieb' mich, wie ich dich!

(Sch., G. 43-45).

DU JUNGES HERZ BEWAHRE

Du junges Herz bewahre
Dir deine Poesie,
Im fernen Sturm der Jahre
Verlasse sie dich nie!

Hast einmal dich berauschet
An einem milden Licht
Und einen Blick getauschet
Mit holdem Angesicht.

Und ob die Strende übe,
Wenn du nur hin dich gibst;
Und ob sie dich nicht liebe –
Herz, wenn nur du sie liebst!

Dann flieh nur in die Wildniß,
Ob sie auch kalt dich mied,
Und knie vor ihrem Bildniß
Und sing ihr fromm dein Lied.

Klein ist, was du verloren,
Das Beste bleibt zurück:
Aus deinem Schmerz geboren
Wird dir dein schönstes Glück.

Wie Cäsar nennt bezwungen
Der Dichter, was er sieht;
Im Herzen ist's errungen,
Geschaffen neu im Lied.

Draus blühet ihm zum Lohne,
Wohin er immer zieh,
Liebes und Lebens Krone,
Das Glück der Poesie.

(Sch., G. 46-47).

WAS DUFTEN DIE SÜßEN BLUMEN?

Was duften die süßen Blumen?
Was lachtet der Morgenschein?
Was dringen mir Duft und Leuchten
So süß in's Herz hinein?

Was lauf' ich in thauiger Frühe
Durch Flur und Wälder dicht,
Und strecke die sehnenen Arme
Entgegen dem rosigen Licht?

Und strecke die sehnenen Arme
Nach Fels und Baum und Thal,
Als säh' ich in ihrer Schönheit
Sie all' zum ersten Mal?

Ach Liebe, du segnende Liebe,
Bist du's, die so selig macht?
O so walte in meinem Herzen
Und üb' deine Süße Macht!

(Sch., G. 48-49).

OFT WILL ES SCHEINEN SICHERLICH

Oft will es scheinen sicherlich,
Ich hasse sie, sie hasset mich.
Zieh'n wir im Schwarm zu Feld hinaus,
Bleibt sie zurück, ich geh voraus.
Und geh ich hinten, ist sie vorn,
Als wären wir voll Groll und Zorn.
Verdrießlich streif' ich durch das Korn,
Da schlüpft sie still durch Busch und Dorn.
Doch sind uns fern die andern Leute,
Und bring ich stumm ihr meine Beute
An schlichtem Wiesenblumenflor:
Schnell zieht sie, mir sie zu bescheren,
Ein Sträußchen süßer Waldesbeeren
Errötend unter'm Schürzchen vor,
und drückt sie stumm in meine Hände –
Und Groll und Kummer hat ein Ende.

(Sch., G. 50).

MORGENS AUF DIE FELSENHÖHEN

Morgens auf die Felsenhöhen
Klimm ich auf mit frischem Mut,
In die Welt hinauszusehen,
Und die feige Sehnsucht ruht:
Wo der Blick nur immer gleitet,
Städte, Dörfer, Berg und See'n!
Mir zu Füßen ausgebreitet
Ist ein Paradies zu seh'n.
Wen der gold'ne Wolkenwagen
Der an jenem Firne hält,
Möchte rasch von dannen tragen
Durch die Schöne Gotteswelt!
Was zu wünschen, was zu hoffen
Brauchst du? Warum kamst du her?
Steh'n dir nicht die Pforten offen,
Wand'rer, vom Gebirg zum Meer?
Wo weilst und wo du ziehest,
All die Schönheit, sie ist dein.

Weil du noch in Jugend blühest
Fahre froh in's Land hinein!
Und ich fasse mit Entzücken
Den erprobten Wanderstab,
Gönne einmal noch den Blicken
Einen Flug thalaufl und ab.
Nieder zu des Thales Klüften
Hab' ich kaum den Blick gewandt –
Seh ich flattern in den Lüften
Tief ein himmelblaues Band.
Ach um einen Strohhut fliegt es,
Der auf goldenen Flechten ruht
Und mit einem Wink besiegt es
Allen meinen Wandermut.
Suche fremder Länder Neuheit,
Wer ihr Auge nie gekannt –
Gerne tausch ich um die Freiheit
Deine Fessel, holdes Band!

(Sch., G. 51-53).

UND SÜßER, IMMER SÜßER

Und süßer, immer süßer
Locken die Vöglein,
Und immer heller leuchten
Die Felsen im Morgenschein.
Und immer tiefer ins Herz hinein
Dringt mir die Liebe, die selige Liebe.

Voll gold'ner Lichter blinket
Der grüne Wald in der Rund,
Die Luft so klar, so wohlig,
Die Erde so blütenbunt –
Und immer süßer im Herzensgrund
Wogt mir die Liebe, die selige Liebe.

Mein Auge schwimmt in Thränen
Vor ihrer süßen Gewalt,
Die Arme breit' ich und laufe
Wie trunken durch den Wald –
Und springst du, jauchzendes Herz, nicht bald
Vor Liebe, vor seliger Liebe!

(Sch., G. 54-55).

WIE ES NUR KAM?

Wie es nur kam?
Wollte ein Weilchen des süßen
Lieblichen Anblicks genießen:
Nun ihr zu Füßen
Lieb ich in Liebesgram –
Wie es nur kam?

Wie es nur kam?
Blumen gepflückt und gebunden,
Kränze zusammen gewunden
Wenige Stunden –
Ach und nun – wundersam!
Wie es nur kam?

(Sch., G. 56).

DIE SOIRÉE

Des Abends in ihrem Stübchen
Wird immer musicirt.
Hei, wie da der lange Geiger
Kühn seinen Bogen führt!

Mit hochgeschwungenem Haupte
Gibt er dazu den Takt,
Indeß die behäbige Mutter
Das Pianoforte hackt.

Der Bruder streicht das Cello,
Der hat das Handwerk los,
Ein langbehaarter Jüngling,
Geboren als Virtuos.

Und hinterm Tisch im Winkel
Da sitzt mein Liebchen fein
Und klimpert auf der Quitarre
Mit ihren Fingerlein.

Und aufmerksam in Andacht
Sitzt rings als Publikum
Die ganze Badegesellschaft
Im weiten Kreise herum.

Zwei alte Mütterchen nicken,
Sie denken wohl alter Zeit,
Hochwürden hält eine Prise
Zwischen den Fingern bereit.

Ein junges Mädchen kichert
Und hält sich das Tüchlein vor,
Sein Ordensbändchen glättet
Der pensionierte Major.

Ich lehn' an der Wand und höre
Vom Spiele kaum einen Ton,
Ich kann kein Auge verwenden
Von der allerliebsten Person.

Wie arbeiten emsig die Finger,
Und das ganze Seelchen mit!
Kaum hält sie dem fliegenden Bogen
Des grausamen Vaters Schritt.

Man sieht auch gar zu wenig
Bei dem kleinen Stümpfchen Licht,
Die goldenen Löcklein fliegen
Um das erhitzte Gesicht.

Und blickt sie einmal herüber,
Wie wird da das Köpfchen verwirrt,
Wie da ängstlich suchend das
Händchen
Über die Saiten irrt!

Der Alte brummt und drohet,
Er hat gar ein feines Gehör –
Sie aber blicket noch einmal
Ruhig und selig her.

Als sagte sie mir im Stillen
Mit triumphirendem Blick:
„Du weißts' ja, um Deinetwillen
Büß' ich mein Ungeschick.“

(Sch., G. 57-59).

DURCH EINSAM GRÜNE WALDESPFADE

Durch einsam grüne Waldespfade
Entwandelt' ich heut kummerschwer –
Da winkte mir ein Bild der Gnade
Mildlächelnd von dem Felsen her.

O Mutter du der höchsten Gnaden,
O nimm auch meine Bitte hin!
Denn allen, die da schwerbeladen,
Bist du ja Trost und Retterin.

Und bei des Abends Glockenschlage
Lag ich zu ihren Füßen noch –
War es Gebet, war's Liebesklage,
Was da durch meine Seele zog?

Und als ich mein Gebet beendet
Und wollte trauernd weiter geh'n,
Sah ich, den Blick nach mir gewendet,
Den frommen Klausner vor mir steh'n.

Ich eile wie beschämt von hinnen,
Sein Auge folgt mir ernst und still:
Mitleidig scheint er nachzusinnen,
Was hier der wilde Knabe will.

Ach was ich will? – ich will dem Herzen,
Dem ringenden, erlehen Ruh'.
In Starkmut wandeln meine Schmerzen
Und dann – verzichten, Mann, wie du!

(Sch., G. 60-61).

RAFF DICH AUF, DU KANNST GESUNDEN

Raff dich auf, du kannst gesunden,
Denn es heilen alle Wunden.
Ach, doch wird auch diese heilen?
Wie von tausend Pfeilen
Ist das Herz zerrissen.
Ach ein Leben voll von Thränen –
Ewig meiden, ewig missen,
Fort und fort in Finsternissen –
Herz, wie kannst du das gewöhnen?
So mit liebem Blick und Küssen
Eng verbunden
Noch vor wenig Stunden –
Herz, an diesen Wunden
Wirst du wohl verbluten müssen!

(Sch., G. 62).

AN HEDWIG

II. IN DER FERNE.

UND ALS ICH FORTGEZOGEN (1857)

Und als ich fortgezogen
Und sah noch um einmal,
Da zog ein Regenbogen
Sich um das liebe Thal.

O du, der uns beschieden
Zum Trost im Sturm und Graus,
Gieß allen deinen Frieden
Auf ihre Stirne aus.

Du Wolke, sonnig regne,
Und wehe sanft, du Wind!
Du ganzer Himmel, segne
Dein reinstes Erdenkind!

(Sch. G. 65)

O WIE DANK ICH'S DEM GESCHICKE

O wie dank ich's dem Geschicke,
Daß es mir die Gunst gegeben.
Unter deinem holden Blicke,
Einen schönen Lenz zu leben.

Ach warum zu deinen Füßen
Darf ich nicht mehr niedersinken
Und von deinen wundersüßen
Lippen selig Leben trinken?

Welches Glück dem Freudelosen
Bot ein Lächeln schon voll Güte,
Engel, das aus deinen Rosen
Schimmernd ihm entgegenblühte.

Ach im Augenblick des Scheidens
Fühlt' ich erst, die mir erkoren,
Die geheime Last des Leidens,
Daß du ewig mir verloren.

Lebe glücklich! Bleich und bleicher
Sinkt der Erde Lust mir ferne,
Und mein Himmel nur wird reicher
Um den schönsten aller Sterne.

(Sch. G. 66-67)

ACH, MIR IST ES NOCH WIE HEUTE

Ach, mir ist es noch wie heute,
Da ich fortzog. Mittagszeit
War vorbei; die lieben Leute
Gaben freundlich mir Geleit.

Wolken hatten früh umrungen
Graugeballt der Sonne Bahn,
Schweigend Hand in Hand geschlungen
Gingen wir den Pfad voran.

Meinen Schmerz verschlang, die Klagen
All des Wildbachs laut Getos;
Tausendmal wollt' ich fragen,
Doch es rang kein Wort sich los.

Heute unbemerkt am Wege
Blum' an Blume lockend stund,
Und die Erdbeer' am Gehege
Glüht' umsonst nach deinem Mund.

Und du batst, daß ich noch einmal
Komme. Zaghafte sagt' ich Nein.
Einmal nur, ach nur noch einmal!
Doch ich sprach: Es darf nicht sein.

Und wir schwiegen, und ich meinte
Zu vergeh'n, doch blieb ich stumm.
Wieder batst du, ich verneinte,
Und du frugst bekränkt, warum?

Vor den Augen ward's mir trübe
Und das Herz zum Springen voll:
„Weil ich dich unsäglich liebe,
„Und dich, ach nicht lieben soll;

„Weil mein Bleiben ein Verbrechen,
„Weil ich deine Ruhe will –,
Und – ich konnte nimmer sprechen,
Und du schwiegst und weintest still ...

Weiter ging es. Hörbar klopfte
Voll des Sturms und Kampfs mein Herz;
Sachte mir zur Seite tropfte
Thrän' auf Thräne niederwärts.

Draußen bei des Kirschbaums Stamme,
An des Thales Felsenthor,
War's, da schlug die helle Flamme
Aus der dumpfen Glut hervor,

Ist sie mir an's Herz geflogen,
Bergend dort der Thränen Lauf,
Und der Küsse Flammen sogen
Kaum die bittern Ströme auf.

Und so lagen wir uns trunken
Arm in Arm und Mund an Mund –
Erd' und Himmel war versunken
Und die Uhr der Zeiten stund..

Donnerschlägen, Regengüssen
Trotze der Minute Bund,
Bis sie selber losgerissen
Brust von Brust und Mund von Mund.

Einmal, einmal noch gesunken
Uns an's Herz, im letzten Kuß
Uns're Seelen ausgetrunken –
Und waldeinwärts wankt' ihr Fuß.

Noch ein Wink – ein Gruß der Hände –

Aug' in Aug' ein letzter Blick –
Und ein Frühling war zu Ende
Und zerpfückt ein Liebesglück.

(Sch. G. 68-71)

ZIEHST DU AUF IN STILLER STUNDE

Ziehst du auf in stiller Stunde,
Holder Stern, der Liebe Freund,
Der zu traurem Geisterbunde
Die getrennten Seelen eint.

Wie dein Licht in meines leuchtet,
Strahlt es in ihr Auge jetzt,
Das von Sehnsucht heiß gefeuchtet
Sich an deinem Schimmer letzt.

O wehr dein heit'res Blinken?
Sonnst du dich an ihrem Blick?
Hast du einen Gruß zu winken?
Bring ihr meinen auch zurück!

Ist dein Glanz so fromm, so helle
Abglanz ihres Auges nur,
Der aus ihrer stillen Zelle
Bricht in meine dunkle Flur?

Glücklicher! Aus deinen Reichen
Siehst du in ein Angesicht,
Das so rein wie deinesgleichen
Sehnend blickt nach deinem Licht.

Und sie lauscht wohl nach der Höhe,
Ob kein Seufzer werde laut
Von dem wilden Sehnsuchtwehe,
Das ist hier dir anvertraut.

Ach wohin? Der Wolke Hülle
Hat dich meinen Blick entführt –
Wohl, du birgst dein Auge stille,
Das der Schmerz des meinen rührt.

Ach in deine Sphären hebe
Den Verbannten du empor,
Daß als lichter Stern ich schwebe
Ihren dunkeln Nächten vor,

Daß in himmlisch hellem Glänzen
Aug' in Auge liebend flieh'
Und mit goldnen Strahlenkränzen
Ich das theure Haupt umzieh',

Daß ich einmal wieder schaue
Diese Stirn von Sehnsucht müd
Und mit Segen überthau
Ihr geliebtes Augenlid!

(Sch. G. 72-74)

WIEDERSEHEN

Warum, da auf fernen Wegen
Ich gefloh'n dein süßes Licht,
Trittst du wieder mir entgegen
Strahlend hold von Angesicht?

Wünsche, die gestorben schienen,
Lieder, die ich streng gestillt –
Ach, aufs Neu geschwellt von ihnen
Schlug mein Herz vor deinem Bild!

Dich vergessen? – nur vergessen
Hatt' ich, daß du mir verwehrt,
Und mit deinem Bild indessen
Traut, als wärst du mein verkehrt.

Nickten's nicht die Blumensterne
Von dem Hut dir zu beglückt,
Daß ich sie in öder Ferne
Alle nur für dich gepflückt?

Ach mir war's, als müßt' ich fassen
An die Brust dich liebevoll
Und den Stab hier fallen lassen,
Der mich dir entführen soll.

Doch mit stummen Gruß bewegt' ich
Weiter meinen Wanderstab,
Und die armen Blumen legt' ich
Trauernd auf das nächste Grab.

Wie Willkommen! Hört ich's klingen,
Da ich stumm sie niederwarf –
Woh! Die Gruft mag kalt verschlingen,
Was für dich nicht blühen darf!

(Sch. G. 75-76)

NACH JAHREN

Du nimmst mich auf in deine Hallen,
Du heimlich stiller, grüner Wald;
O sieh mich weilen, sieh mich wallen,
Den Knaben, du erkennst ihn bald.

Noch bin ich's ja, den deinen Gipfel
Im Morgenwinde frei gewiegt,
Der sich im Schatten deiner Wipfel
So traulich in dein Moos geschmiegt.

Aus dieser Schlucht, von jenem Hügel,
Aus Busch und Grotte grüßt mich mild,
Aus deiner Teiche grünem Spiegel,
Rothwangig mein verjüngtes Bild.

Was zieht mich fort auf deinen Bahnen?
Was bannt mich fest in deinem Raum?
Ist's neues süßes Liebesahnen?
Ist's ein vergess'ner schöner Traum?

Dort ferne thut in Waldestiefen
Sich auf ein stillverschwieg'ner Raum:
Die Blumen und die Vögel schliefen,
Und flüsternd stand der Erlenbaum.

Und unter'm Baum auf weichem Moose
Mit blauen Aug und blondem Haar,
Folgt zögernd, in der Hand die Rose,
Ein Mädchen ihrer Freundesschaar.

Und drüben steht ein sanfter Knabe,
Und bricht ein Blümchen an dem Rand,
Und schüchtern naht er mit der Gabe,
Und drückt sie stumm in ihre Hand.

Und wie sie nimmt und wie sie schnelle
Die Rose recht dem Knaben hin,
Da bricht aus ihren Augen helle
Ein wunderschöner Strahl auf ihn.

Da flieht das Dunkel von den Thalern,
Ein Friede senkt sich still und mild –
Und seine schönsten Himmelsstrahlen
Umfließen das verklärte Bild.

So steh'n sie lange selig trunken,
Die stummen Hände finden sich,
Eins in des andern Aug' versunken –
Und ach, der Knabe, der war – ich!

O Hedwig! Meiner Jugend Muse!
Du meines Lebens Morgenschein!
Du bist enteilt mit schnellem Fuße. –
Und träumend steh' ich hier allein.

Und nur der Wald ist noch geblieben,
Daß ich nach alter Kunde such
Von meinem Glück und deinem Lieben
In seinem grünen Märchenbuch.

(Sch. G. 77-79)

LIEDER DER LIEBE

WUNSCH – Mit einem Rosenstock

Nicht der Rose flüchtig Glück
Ists, was ich dir biete,
Nimmer kehrt ihr Glanz zurück
Nach der Einen Blüthe.

Diesen Strauch an Knospen reich
Magst du selbst erziehen,
Unsrer jungen Liebe gleich
Eben im Erblühen.

Wie noch einst aus diesem Strauch
Tausend Rosen springen,
Möge Luft und Freuden auch
Uns die Liebe bringen.

Milde Luft und Sonne mag
Lächeln unsern Losen,
Und es bring uns jeder Tag
Ewig neue Rosen!

(Sch. G. 83-84)

VEREHRUNG

Wie kommt's, daß ich in deiner Näh
Nur selten dir in's Auge seh,
Und bin ich ferne, fern von dir,
Schwebt immerdar dein Stern vor mir?

Wie kommt's, daß ich in deinem Bann
Kein leises Wörtlein sprechen kann,
Und fern von dir das kühnste Lied
An dich aus meinen Lippen zieht?

Ich fühls, du bist für mich zu hoch,
Und deiner, dein begehrt ich doch,
Du bist ein Stern in Himmelshöh'n,
Ich muß im dunkeln Thale geh'n.

O leuchte mir so spät und früh,
Mit deinem Lichte mich durchglüh,
Bis ich durch deinen Glanz verklärt
Mich fühle deiner Liebe werth.

(Sch. G. 85-86)

WINTERMORGEN! FRISCH UND KLAR

Wintermorgen! Frisch und klar
Liegst du aufgehell't;
Frohgemuth und sorgenbar
Schreit'ich in die Welt.

Wie du reich als wie der Mai
Weiß in Rosen blüht –
Wintermorgen, frisch und frei,
Sei mir froh begrüßt!

Weit umher mein Fußtritt knarrt
Durch den klaren Raum,
Von Demanten glitz und starrt
Ast um Ast am Baum.

Hämm're nur der eis'ge Hauch
Auf mein Angesicht,
Meinen Mantel fass' er auch –
Tiefer dringt er nicht!

Jugendkraft und Wohlgefühl
Wärmen mir die Brust:
Ist auch Stirn und Wange kühl,
Innen glüht die Luft.

Junger Liebe Seligkeit,
Niemand noch vertraut,
Werd' in dieser Einsamkeit
Hier im Liede laut!

Deines Namens Klangfigur
Schwebe unverhallt
Über die beeiste Flur
Hin in Duftgestalt,

Daß er an dem starren Baum
Wie in Schnee's Schoß
Blütenkeime mahn' im Traum
An des Wests Gekos;

Eingegraben steh er auch
Hier im festen Schnee,
Daß wer in dem Frosteshauch
Hier vorübergeh'.

Auf des Eises blankem Erz
Stauend nehm' in Acht,
Wie in all dem Frost ein Herz
Warm an dich gedacht.

(Sch. G. 87-89)

ELERGIE

Und bin ichs noch? Welch längst verklungnes Sehnen
Treibt mich umher und heißt mich stillestehn?
Das Auge feucht von jugendsüßen Thränen,
Das Herz so voll, als wollt' es übergehn,
Find ich ein Träumer mich am Gitter lehnen,
Nach eines Fußes holder Spur zu späh'n?
Doch sie ist fort, da mag kein Sehnen frommen,
Erst mit den Sternen wird sie wieder kommen.

Wo sonnt sich jetzt die Flur an ihrem Blicke?
Wo schwillt das Moos entgegen ihrem Tritt?
Ach, nach dem Eiland spannt sich keine Brücke,
Nur leise Wünsche flattern zärtlich mit,
Daß sich ihr Arm nach einer Blume bücke,
Indem sie sinnend hemmet ihren Schritt,
Des Freundes gedenkend, dem in öden Räumen
Nichts übrig bleibet, als ihr nachzuträumen.

Wo schwärmst du hin, vergessend ganz der Schranke,
Die deines Herzens kühnem Wunsch gesetzt?
Wie um die Eiche dort die luft'ge Ranke
Ihr zart Gewebe neckisch schlingt und netzt,
So wird in dir der mahnende Gedanke
Vom süßen Liebessingsang überschwätzt,
Und deine Arme streckst du in die Ferne,
Ein thöricht Kind, nach einem Himmelssterne!

Liebst du sie denn? Bist du der Thor zu hoffen?
Was blickt der Herbst dem schönen Lenze nach?
Wähnst du dir noch die holden Kelche offen,
Die nur dem Frühling sich erschließen? Ach!
Nur ihre Huld hat dich so süß betroffen,
Die dir aus tausend lieben Blicken sprach:
So träum' denn weiter einmal noch auf Erden
Den Traum zu lieben und geliebt zu werden!

(Sch. G. 90-91)

WOHL UNTER DEN GRÜNEN LINDEN

Wohl unter den grünen Linden
Verlassen steht der Platz;
Wo kann ich heut dich finden,
Herztausig süßer Schatz?

Ein Blümlein thät' ich brechen,
Diesweil ich so allein,
Viel Süßes muß' ich sprechen
In seinen Kelch hinein.

Du Vöglein in den Zweigen,
Du hast's gehört wohl gut,
Doch du und die Blümlein schweigen,
Was heimliche Liebe thut.

Du laß das Blümlein fallen
Vor ihrem kleinen Fuß,
Wo du sie siehest wallen,
Und bring ihr meinen Gruß.

Vielleicht, daß sie sich bückt
Und denkt, wer es gesandt
Und an den Busen drückt
Das kleine Liebespfand.

(Sch. G. 92-93)

IM PARK

Nur allmählich deines süßen
Anblicks sollst du mich entwöhnen
Und der Huld, mit sanften Grüßen,
Meine Morgen zu verschönen.

Nimmer ach auch deinen Händen
Darf ich andre Gunst empfangen
Und das süße Spiel muß enden,
Eh' der Sommer hingegangen.

Wie die Wipfel sich entfärben,
Die uns holde Schatten spinnen,
Langsam wie die Blumen sterben,
Soll der schöne Traum zerrinnen.

Fern und ferner zieh' die Kreise,
Kürze die geweihten Stunden,
Bis du endlich leise, leise
Mir für immer bist entschwunden.

Wenn die Blätter niederwallen
Dann im Herbst, will ich glauben,
Mit dem andern Schönen allen
Kam er, mir auch dich zu rauben.

(Sch. G. 94-95)

ZURÜCK NUN OHNE DICH

Zurück nun ohne dich!
Der schöne Traum ist aus,
Zum Wagenfenster starrt
Der stumpfe Blick hinaus.

Endlos ein Schneemeer birgt,
Was einst gegrünt so schön,
Nur ferne ragen schwarz
Die waldbestand'nen Höh'n.

Ein einsam Hüttchen jetzt,
Verschlafen wie im Traum,
Ein Tümpel jetzt, ein Pfahl,
Ein blätterloser Baum.

Vom Wagen aufgescheucht
Hebt sich die Krähe schwer,
Und schlägt sich schläfrig fort
Durch's dicke Nebelmeer.

Doch von dem Nebel hebt
Sich ab ein farbig Bild
Und mit dem Wagen schwebt
Es vor mir durch's Gefild.

Bald winkt es hold mir zu
Und lächelt stummen Gruß,
Bald regt die Lippe sich
Zu Liebeswort und Kuß.

Nun füllt mit Einem sich
Ihr Aug' mit Thränen dicht,
Im weißen Tuch begräbt
Sich schmerzlich ihr Gesicht.

Und vor dem Thränenflor,
Der mir das Aug' umhüllt,
Zerrinnt in Nebel leis
Ihr vielgeliebtes Bild.

(Sch. G. 96-97)

ROTHKEHLCHENS NEUJAHRSBETRACHTUNG (1885)

Prost Neujahr! rufts die Gassen aus,
Heut gibt es auch ein Fest im Haus.
Die Kinder passen schon in der Ecken,
Will eins sich hinters and're stecken.
Da endlich öffnet sich die Thür
Und Vater und Mutter geh'n herfür.
Der Hanns ein Brieflein präsentiert,
Ein Verslein Lischen deklamiert,
Bleibt ihr vor lauter Angst und Schrecken
Das Reimlein schier im Halse stecken.
Du Narr, steh nicht so furchtsam da,
Sie thun dir nichts, sie lachen ja.
Der Große gar eine Zeichnung weist,
Was drauf ist, hab ich nicht ergneist.

Der Jubel jetzt, du meine Güt!
Der Herr ein ledern Säcklein zieht,
Gibt dem und der ein Silberstück:
Wie's blinkt und gleißt! Ist das ein Glück!

Mutter will auch nicht müßig sein,
Zwei Beutelchen holt sie aus dem Schrein,
Das eine mit rother Seide gestickt,
Mit blauem Zierat das andre geschmückt,
Und für den Jüngsten – es klappert mehr –
Stellt sie ein blechen Büchlein her.

Nun wird das Geldlein abgezählt
Von jedem Kind, kein Kreuzerlein fehlt;
Darauf gibt sie Alles, Stück für Stück
Redlich in jedes Säcklein zurück;
Dazu zween neue Silberling,
Und schließt sie sorgsam, kling ling ling.

Ja Gott gesegn's euch immerdar,
Und geh's euch wohl im neuen Jahr,
Bleibt alle fröhlich und gesund
Und mir mein Plätzlein auch vergunnt!

Sie achtens gar nicht, wie mir scheint,
's ist drum nicht minder wohl gemeint.

Du lieber Gott, zur Winterzeit,
Wenns draußen nebelt, friert und schneit,
Da ist es wohl ein rechter Segen,
Daß sie mich hier so liebeich pflegen.
Sitz ich nicht da wohlauf und frisch
Als wie ein Prinz am vollen Tisch?

Das ist der fünfte Winter itz,
Daß ich in diesem Stüblein sitz.
Kaum weiß ich noch, wie's draußen war
In Wald und Feld: das Futter rar,
Viel Kälte, wie im Winter heuer,
Und dann – die Ängsten vor dem Geier!
Nein, ich verlang mir nimmer fort,
Hier ist mein rechter Heimatort.

Im Frühling freilich, wenn es blüht,
Da schießts mir seltsam ins Geblüht:
Ich spring und flieg im Haus herum
Wie närrisch fast, weiß nicht warum.
Ich möchte etwas und weiß nicht was
Und such und dräng ohn Unterlaß.
Da möchte ich wohl mit meinesgleichen
Feld, Wald und Baum und Busch durchstreichen,
Mir richten auch so eine Statt,
So wie sie da mein Herrlein hat,
Gemütlich so zu dritt und viert
In einem Winklein einquartiert.
Mein, denk ich da, du hast es gut,
Was plagt dich den der Übermut?
Und sing mir dann das tolle G'lust
Mit Leibeskräften aus der Brust.

Im Sommer, wie's mir wohlgefällt,
Mein Herr mich vor das Fenster stellt.
Ein großer Kirschbaum ragt herein,
Ich dünk mich schier im Wald zu sein.
Da sitzen dann die Finken und Spatzen,
Mir allen möglichen Tratsch vorschwatzen;
Lern nicht viel G'scheidts aus dem Geschrei,
Vergeht mir doch die Zeit dabei.
Möchten auch zu mir ins Haus herein –
Etsch, etsch, das ist für mich allein.
Eine Grasmück auch hat da ihr Nest,
Ihr Lied es Morgens hören läßt.
Wenn ich nur auch so singen könnt!
Frau Bas', sie kanns, mein Compliment!

Im Herbst heißts wieder in die Stuben,
Brodkrumen fressen und gelbe Ruben;
Die Würmer rar, die Ameiseier
Dürr und – die Frau sagts – sündhaft theuer.
Und freu mich auf die Zeit noch immer,
Es ist so heimisch hier im Zimmer.
Da wird für den Winter vorbereitet,
Moos zwischen die Fenster eingebreitet,
Die Sonne scheint so freundlich noch
Zum Fenster her vom Kellerjoch.

Da kommt dann Herr und Kind zu mir,
Und schmeicheln mir, ich schäm mich schier:
„Was macht mein herziges Vogerl denn
„Mit seinen Augerln groß und schön,
„Mit seinem rothen Brüstlein blank
„Und seinen Beinchen hoch und schlank?
„Wie es mich ansieht, wie's mich kennt!
„Nun mach ein schönes Compliment!“
Da sträub' ich mich, blas' mein Gefieder
Und knix und spring und knixe wieder.
Ein solches Lob thut einem gut,
Man ist halt auch von Fleisch und Blut,
Hoffärtig werd ich noch am End –
Habt Dank dafür, mein Compliment!

Des Morgens ist an Schrank und Schreinen
Die Frau die erste auf den Beinen,
Stöbert herum, ihr Bett zudeckt,
Sich wäscht und kämmt, die Mägde weckt,
Gönnt ihnen länger als sich zu ruhn,
Möcht am liebsten alles selber thun.
Höre sie auch mit sich selber schwatzen,
Brummelt daneben über die Spatzen,
(So heißt sie uns Vögel ohn Unterschied,
Kennt keinen an Federn, noch am Lied)
Daß wir Fenster und Boden ihr beschmutzen,
Hab sie noch mehr zu säubern und putzen.
Sie acht't uns nicht und unser Singen
Könnt sie oft schier aus dem Häuschen bringen.
Hat freilich viel Gedanken und Sorgen
Und Arbeit die Fülle schon früh am Morgen:

Nun geht es an das Kinderwecken,
Die wollen nicht gerne aus den Decken,
Strecken sich, gähnen und legen wieder
Die Köpflein zur andern Seite nieder.
Da hilft nichts, flink! und macht's wie ich:
Die Äuglein auf, so sträub ich mich
Und spring herum so frisch und munter;
Doch freilich wir sind andres Kunter.
Wir stehn im Schlaf schon auf dem Bein,
Da ist es leichter bald munter sein.
Und dann die Höslein, Strümpf und Sachen
Uns Vöglein nichts zu schaffen machen.
Sind nun die Großen auf den Beinen,
Da geht die Mutter zu dem Kleinen.
Schon hat die liebe Herzigkeit
Die Äuglein auf sperrangelweit,
Und wie's der Mutter Nähe fühlt,
Ein Lächeln um den Mund ihm spielt.

Die fällt nun übers Kindlein her,
Als ob es was zum Fressen wär
Und schwingts und gibt ihm Schmatz auf Schmatz:
Du Herzenskind! du Tausendschatz!

Nun duftet's süß. Aus seiner Thür
Mein Herr nun gleichfalls tritt herfür
In Schlafrock und Pantoffeln, grüßt
Die Großen und den Kleinen küßt,
Ein Blicklein auch nach mir her wirft,
Zum Tisch, sich setzt, sein Täßlein schlürft,
Ein wenig's in den Bart'nein brummt,
Hinwiederum ein Liedlein summt,
Die Uhr aufzieht und mahnt dabei,
Daß es bald Zeit zur Schule sei.
Darauf poltert nun das ganze Corps
Die Stiegen ab hinaus zum Thor.

Jetzt wird der Rothkropf auch bedacht,
Etwan sein Häuslein reingemacht,
Dann grüßt der Herr uns allesamt
Und geht – was hats für Eil? – ins Amt. –

Nun wird's im Stüblein rüwiglich.
Ich glätt mein Kleid, sinnier' für mich.

Da guckt die liebe Sonnenschein
Zum Fenster warm auf mich herein.
Nun bad ich eins; ins Träglein sitz
Und mit dem Wasser um mich spritz.
Nun, liebe Sonne, wärmle wieder
Und Trockne säntlich mein Gefieder!

Halloh, da rückt das Völkein an,
Nun geht es wieder drauf und dran.
Nur nicht zu wild! Zuweilen bin ich
Von all dem Lärm schier hintsinnig.
Hu, wie das blaue Nasen bringt,
Den Frost sich aus dem Leibe springt,
Den Mantel kaum vom Arme streift,
Schon nach dem Butterbrode greift,
Die Klapperzähne, daß es knackt,
In rothe Apfelbacken hackt,
Bis wohldurchwärmt die großen Knaben
Den Kopf in Buch und Schrift begraben,
Lischen am Strickstumpf zierlich stichelt,
Hanns mit dem Säbel um sich sichelt,
Sein Büchlein mit dem Ladstock ladt
Und losschießt – wirst wohl kein Soldat?
Das Schlimmste, weißt, ist auf der Erden
Das Schießen und geschossen werden.

Um zwölfte kommt mein Herr nach Haus
Und lässt mich aus dem Steiglein aus,
Mir auch mein bischen Ausgang gönnt:
Da bin ich schon, mein Compliment!
Da steht auch schon der Tisch bereitet,
Schneeweißes Linnen drauf gebreitet
Und in der Mitte als ein' Kron'
Der Suppentopf, er dampfet schon.

Nun kommt und gebt dem Herrn den Preis
Und eßt das Süpplein nicht zu heiß!
Die Mutter rufts, der Tisch ist voll:
Da bin ich auch, nicht fehlen soll.
Hüpf ab und zu, ein Körnlein hol.

Bald ist die dritte Speis' vorüber,
Ein Stücklein Fleisch nur ist noch über,
Zum Vater da die Mutter spricht:
„Nimm du's!“ – „Nein du!“ – „Ich mag es nicht.“
„Ich hab genug.“ – „Mir machts Beschwer.“
So geht der Wettstreit hin und her.
Da langt der Hanns hinein nicht faul
Steckt sich den Bissen selbst ins Maul.
Die Mutter brummt, der Vater lacht:
„Wir habens beid ja veracht't.“
Nun stürmt das wilde Heer hinaus,
Ich setz mich wieder in mein Haus.
Die Mutter itzt das Kleinste trägt
Zum Bettlein und es schlafen legt.
Sie wiegt das süße Kind in Ruh,
Ich sing ein leises Lied dazu.

Und weil das Würmlein noch nicht schweigt,
Sie sanft sich übers Bettlein neigt,
Und läßt's die Gottesgab nach Lust
Genießen an der Mutterbrust.
Dann wendet sie es sacht zur Seit,
Ums Köpflein ihm den Schleier breit't.
Mein Herr indes im Ruhbett sitzt,
Den Kopf in seine Hand gestützt,
Und träumelt hin; ich setz mich auch
Und zieh ein Füßlein untern Bauch.

Das ist die wahre Feierzeit,
Kein Mucksen hörst du weit und breit.
Mich wundert, ob die Uhr noch tickt,
Mir scheint, ist selber eingenickt.
So sitz ich mäuschenstill und stumm,
Guck etwas in der Stube herum.
Da schauen ernsthaft aller Enden

Viel schöne Bilder von den Wänden.
Dort, grad vergöld't vom Sonnenschein,
Meins Herren Vater und Mütterlein.
Großvater auch in der Perücken
Thut gravitatisch um sich blicken.
Großmutter mit der Balsambüxen –
Ihr Neffe Bischof war in Brixen –
Wie ist sie schön in Schlichter Tracht
Und wie ihr Mündlein lieblich lacht.
Der Großbahn auch dort in der Höh –
Thut keinem wohl ein Zahn mehr weh.
Gar würd'ge Häupter, segennickend
All' auf des Hauses Jüngsten blickend.

Und in der Mitte schmerzlich mild
Leuchtet hervor ein ander Bild:
Zwei sanfte Engel halten da
Das Schweiß Tuch der Veronika,
Drauf Christi Haupt ist abgedrückt,
Voll Blut, mit Dornen ganz gespickt.
Das Schlänglein unten thut bekannt:
Es ist von Meister Cranachs Hand.

Vom Nebenzimmer grüßt herein
Ein Bücherhauf im hohen Schrein.
Drauf mitten steht ein Tabakstopf
Und rechts und links ein Dichterkopf.
Mein Herrlein selber manchmal dicht't,
Ein Ströphlei, zwei, doch sagt ers nicht.
Ich sehs, wenn er am Schreibtisch sitzt,
Hinwieder ein paar Worte kritzt,
Vergnüglich lächelt, ob sich schaut
Und rahtlos an der Feder kaut. –

Nun rührt er sich, habs wohl gesehn.
Nicht lang, schleicht Mutter auf den Zehn,
Daß sie das Kindlein nicht erwecke,
Zum Vater in die Sophaecke;
Sein' Hand ergreift, ins Aug ihm sieht,
Er mit dem Arm sie zu sich zieht.
Doch schaut er gar nicht fröhlich drein,
Was mag ihm wohl getraumat sein?
Auch spart er den gewohnten Kuß.
Sie merkt alsbald sein' Kummernus,
Schaut ihm ins Auge inniglich:
„Was ist? Was hast? Was quälet dich?“

Nun wird berathen und bered't,
Wie schwer es mit der Wirthschaft geht,
Und wie zu diesen schlimmen Zeiten
Für Alle wohl den Tisch bereiten?

Was wohl bei seinem kargen Sold
Aus ihren Buben werden wollt?
Der Zweite leider auch nun bald
Ein'n Lehrer braucht, doch wer ihn zahlt?
Zum Zeichnen hat er auch Talent.
Wenn nur der harte Präsident
Dem vielen Kindervolk zu lieb
In bald zu höherm Posten hüb'!
Du Guter, wenn ich hexen könnt,
Sollt'st selber sein der Präsident,
Und König, wenn ihrs wünschen thut –
Ihr wollts wohl nicht, hat ders denn gut?
Was doch die Menschen mit den Sachen
Sich müssen solchen Kummer machen!

Das Weiblein auch hinwiederum
Mit ihren Klagen bleibt nicht stumm:
Die Preise steigen ungeheuer,
Butter und Schmalz und Fleisch wie theuer!
Der Herr nun holt, sein Einscheibbuch,
Sie streift vom Tisch das Caffeeetuch,
Und weil er rechnet, subtrahiert,
Und wieder addiert, dividiert:
Die Hand auf seiner Schulter blickt
Mit ihm ins Buch sie, zählt und nickt;
Am Ende tröstlich sie entdecken,
Es mög' doch wohl das Geldlein klecken.
Nun hebt sie sich und red't ihm zu,
Streich ihm die Hand und lacht dazu.
Und zog er erst die Stirne kraus,
Sie bügelt ihm die Falten aus,
Mit ihrer Hand so lind und weich,
Bis daß er lächelt auch zugleich.
Drob stoß ich einen Jubelschrei
Vor Freuden in die Lüfte frei:
Der Herr erhalt' dich und sie dir
In solcher Treue für und für!
Vertrauet nur, Gott macht am End
Noch Alles gut, mein Compliment!

Des Abends um der Lampe Schein
Sammelt sich alles, Groß und Klein.
Der Herr ein grünes Büchlein holt,
Sein Stimm mit einem Schlücklein ölt,
Ein wenig an der Brille klaubt,
Den Lampendocht nach oben schraubt –
Nun laß einmal, wir sind bereit
Und warten schon ein' Ewigkeit! –
Sich räuspert noch, dann hebt er an
Das Märlein von Kannitverstan.

Du Armer! Siehst nun, was du hast
Von all dein Geld und dein Palast. –

Die Kinder haben noch nicht g'nug,
Da holt er auch das blaue Buch.
Horch! „Mantje, Mantje, Timpetee“ –
Das Märlein von Hans Dudeldee!

Ein Häuslein erst, wohleingericht't,
Doch nein, sie ist auf mehr erpicht. –
Ein Schloß nun gar und güldne Wat –
Ich wollt' dich, wart, du Nimmersatt!
Jetzt folg nicht, Mann, das wär zu viel,
Und thu nicht, was die Hexe will!
Nein! Er geht hin, jetzt ist er König –
Ich wett', dem Laster ist's zu wenig. –
So, recht geschiehts euch, habt ihrs nun?
Könnt wieder in dem Loche ruhn.
Ja Kinder, merkt es euch recht fest:
Genügsamkeit ist's Allerbest',
Und bleibet hübsch bescheidenlich
In eurem Häuslein so wie ich.

Bisweilen abends statt dem Buch
Gibts in der Stube auch Besuch:
Der Oheim kommt, die Bas' nicht minder,
Ein Freund vom Haus, die Nachbarskinder;
Da gibt es dann der Kurzweil viel,
Gespring und Tanz und Pfänderspiel,
König Verdruß und blinde Kuh –
Ich freu mich dran und schau so zu,
Bis mir in all dem Lärm und Drallen
Die Augen schier vor Schlaf zufallen:
Ball mich zum Knäul dann als ein Igel
Und steck den Schnabel untern Flügel.

So schlaf ich bis zum andern Tag
Und freu mich, was der bringen mag.
Was Neues auch? Ein wenig, seis,
Doch lieb ich mir das alte Gleis.

Ihr wißt's gar nicht, Herr, Frau und Kind,
Wie ich euch allen wohlgesinnt,
Und Segen ruf auf euer Haus;
Und wär' das Paradies da draus,
Und macht mein Herr mirs Fenster auf:
Ich flieg nicht fort, ich pfeif ihm drauf.

Erklärungen:

Mein Compliment! Das bekannte Knixen der Rothkehlchen.

Kunter, Kleinvieh.

Ergneist, wahrgenommen.

Rüwiglich, ruhig.

Kannitverstan ist eine Kalendergeschichte des deutschen Dichters Johann Peter Hebel, die erstmals 1808 im Rheinländischen Hausfreund erschien.

(Dieses Gedicht, welches im „Tiroler Dichterbuch“ (Innsbruck 1888) bereits gedruckt ist, erscheint hier in verkürzter Form).

(Sch. G. 101-115)

ZU HAUS

DIE ALTE DIELE (1885)

So mußt du endlich auch dem neuen weichen,
Du alter Boden in der Kinderstube!
Nun freilich, rissig bist du, mürb genug,
Voll Runsen, in der Mitte ausgetreten.
Und über deine strotzend knorr'gen Äste
Strauchelt, wie oft, selbst der gewohnte Fuß.
Es geht nicht länger: Schreiner, nimm die Haue
Und reiße flugs die erste Diele auf!

Und doch, mir ist's, als giengs in's eig'ne Fleisch.
Der Boden ist's, auf dem ich aufgewachsen,
Auf dem wohl meine Mutter schon vor Zeiten
Die ersten Schritte in das Leben probte.
Noch kenn' ich jede Ritze, jeden Ast.
Hier spielten wir, mein Brüderlein und ich:
Schnellkugelchen galt's in die Grube hier
Zu rollen. Dieser breite Laden ward
Mit Stolz zu beiden Füßen übersprungen
Und Abends ward der Mutter Bügeldecke
Auf diesen Boden doppelt ausgebreitet,
Darauf wir uns balgten, Purzelbäume schlugen,
Die jungen Glieder reckten, dehnten, stärkten.
Und hatten wir uns endlich ausgetobt
Und lagen längs den Wänden in den Bettchen,
Da gieng die Mutter über diese Dielen
Von einem Bett zum andern hin und wieder
Und segnete die vielgeliebten Häupter.
Da rief dann eins um's andere ihr zu:
Erzähl Mutter, ja erzähl', erzähle!

Und so erzählte sie, Gott hab sie selig,
So wunderherrlich Geschichten, daß wir
Nicht satt uns hörten und daß selbst der Vater,
Wenn er um Neun vom Abendtrunke kam,
Nur leise auftrat und die süßen Mären
Begierig einsog. War sie dann zu Ende,
Dann sagt' er wohl: Grad wie du da erzähltest,
So könnte man es wörtlich drucken lassen.
Bescheiden lehnte sie den Lobspruch ab.

Geselle, nun, du machst die Arbeit flink.
Da, dieses Winkelchen hinter der Thüre!
Du lieber Gott! Der Schmerz, wenn wir da standen,
Wie zu Canossa Heinrich in dem Hemd!
Da gab's viel Thränen, ach, nur kurze Zeit;
Sie waren viel zu gut, Vater wie Mutter,
Konnt' keines nasse Kinderaugen seh'n.

Wohl, heilig ist, den euer Fuß betrat,
Der Boden, den ich nun zum letzten Mal
Betrete, heilig! Wanderte doch hier
Ein Heil'ger selbst, der heil'ge Nikolaus,
Als einst er in Person, mit Bischofsmütze
Und gold'nem Stab uns seine Gaben brachte.
Mit Ehrfurcht blickten wir zu ihm empor,
Und stotternd gaben wir die Antwort ihm
Auf seine Fragen aus dem Katechismus.
Hätt' er gehört, was dann Mariechen sagte,
Die kleine Ketzerin, sie finde, daß
Der heil'ge Mann, wiewohl viel schöner, doch
Frappant dem Bruder uns'rer Köchin gleiche,
Er hätte sicher voll Entrüstung ihr
Ob dieses Frevels an dem Heiligsten
Die schöne Puppe wieder weggenommen.

Hier noch die Spuren erster Tintengüsse!
Und hier das Astloch! Halt, durch dieses pfligten
Wir Kleinigkeiten aller Art zu stecken.
Heb mir den Laden, guter Mann, einmal!

Was seh' ich! Hier, und hier, du lieber Gott!
Was sendet, Boden, mir dein Schoß herauf,
Ein halb Jahrhundert meinem Blick entzogen,
Aus der Erinnerung selber längst entschwunden?
Uralte, längst vergess'ne, doch bekannte,
Wie aus der Vorwelt ausgegrab'ne Schätze!
Ein Duft der Kindheit steigt mit euch empor;
Wehmütig breite ich euch vor mir aus,
Ihr heiligen Reliquien alter Zeiten.
War es mein schuldlos Kinderhändchen, war's
Das deine, todter Bruder, das dies Männchen
Mit seinem Gnomenantlitz – noch erkenn'ich's –
Hier in die Tiefe senkte? – Da ein Pferdehuf,
Ein Brettchen mit Soldatenfüßchen drauf,
Wo modert wohl dein Rumpf, du armer Kerl? –
Ein farbig Scheibchen Glas zum Lottospiel,
Ein Ladstock, Räder und – was ist wohl dies?
Ein Hühnchen, ja, an einem Drahte hieng
Es in der Stiege, auf das roheste
Geschnitzt und bunt bemalt, und baumelte
Freßgierig durch das Gitter mit dem Kopfe,
Ein Kunstgebilde wie aus Pfahlbauzeiten.
Man hat sie noch , um einen Groschen kauft
Man allenthalben solche Hühnersteigen.

Und hier! Ein Buchstab, rothgedruckt auf Pappe,
Ein A, ganz recht, so waren die Vocale
Gefärbt, zum Unterschiede von dem schwarzen

Gemeinen Consonantenvolke – A!
Wie rosig lächelst du mich an, du Alpha
Der hohen Weisheit und Gelehrsamkeit,
Die nachmals ich in einem Dutzend Jahren
Erst auf der Schulbank, dann im Hörsaal einsog,
Die mich nicht weiser, glücklicher nicht machte,
Als da ich fromm dies erste A gelallt.

Was liegt dazwischen, seit die Mutterhand
Mich dich gezeigt, ihr Mund dich vorgesprochen,
Voll Stolz und Hoffnung auf des Sohnes Zukunft?
Was liegt dazwischen und was ward erreicht?
Ein Haufen Scheiter, wie dies alte Holz,
Auf das hernieder meine Thräne träuft.

Nicht doch! Ermanne dich, thörichter Träumer!
Der alte Kram da hat dich weich gemacht.
Noch gieng in Scheiter völlig nicht dein Glück.
Blüh'n dir nicht selber wieder liebe Kinder,
Die auch auf diesem alten Bretterboden
Mit Glück die ersten Gehversuche machten,
Und, wie ich hoffe, weiter geh'n, als du?
Schon schmückt der Doctorhut den Erstgeborenen
Und meinem Töchterchen steht allerliebste
Das Häubchen zu Gesicht; wie lange, und –
Sie häkelt selbst in schäm'ger Emsigkeit
An noch viel kleinern, allerliebsten Häubchen.
Der Dritte strebt dem Ersten mächtig nach
Und auch der Jüngste hat das a, b, c
Unlängst vertauscht mit Alpha, Beta, Gamma.
Für sie auch knüpfen sich Erinnerungen
An diesen Boden, doch zu frisch noch,
Und ihre Geister stürmen noch die Himmel
Nach Ehre Glück und Sieg. Was hinter ihnen,
Gilt als gemeiner, überwundener Standpunkt.
Wir alten nur, ermüdet, und enttäuscht
Vom wirren Kampf des Lebens, wissen wieder
Das Glück zu schätzen sel'gen Kindheitsfriedens.

Nun, Schreiner, nimm das Richtscheit und die Wage;
Dem Feuer nicht laß ich die Diele weichen,
Noch soll sie sonst profanem Brauche dienen.
Wende sie um und leg sie wieder ein,
Drauf füge sorgsam das Parquet sodann.
Und auf dem alten Untergrunde blühe
Für neue Enkel altes Kindheitsglück!

(Sch. G. 119-124)

DER HOLLUNDER (1888)

In unserem Hof in dunkler Ecke vormals stand,
Von Mauern dicht umschlossen, ein Hollunderstrauch.
Wer weiß, aus welchem windverwehten Samenkorn
Er einst entsprossen, gepflanzt von niemand, noch gepflegt.
Kein Sonnenstrahl berührte jemals seinen Stamm,
Ein kleiner Ausschnitt zwischen Dach und Dach gen Norden
War ihm vergönnt nur von dem ganzen Firmament,
Und dennoch wuchs er in der dumpfen Luft zum Baum,
Entfaltend mächtig seinen grünen Blätterschmuck;
Und jeden Frühling überspann er treulich sich
Mit seiner Blüten weißem Netz voll schweren Dufts.
Im Herbst dann schlüpfte scheuen Flugs ein lüstern Paar
Grasmücken in's Geäst des Baums zum Stelldichein
Und pickte Beer' um Beere von der süßen Frucht,
Den Dank in Liedern sparend auf den nächsten Lenz.
So gieng ein Jahr ums and're und wir Kinder selbst
Zu seinen Füßen spielend achteten nicht sein.

Doch weil er wuchernd allzu sehr den Raum erfüllt,
Den engen ohnehin des Hofes, ward er gefällt
Als Unkraut und mit feinem Kies der Grund bestreut.
Nicht lange doch, da trieb er aus den Wurzeln neu
Ein üppig Reis und eh' man sein nur ward gewarh,
Wuchs er aufs neu zum Strauche, dann zum Baum.
Und ausgeschnitten tief im Grunde ward der Stamm
Aufs neu, doch wieder aus verborgner Wurzel trieb
Ein frischer Sproß. So gieng es fort und fort, er schien
Nicht auszurotten, solche Triebkraft lag in ihm.

Da ward ein Bau zunächst dem Hofe aufgeführt,
Und dieser ganz mit Stein- und Holzwerk angefüllt,
Bis daß der Bau beendet, doch es blieb davon,
Weiß ich's, mit Absicht oder aus Fahrlässigkeit
(Denn niemand achtete des unverwendbar'n Orts)
Ein Haufen Steine, Schutt, Gerölle jeder Art
Wohl vier, fünf Fuß hoch liegen und so lag es lang.
Doch eines Tages, es war ein schwüler Tag im Lenz,
Sa ich vom Fenster aus dem hellen Steingeröll
Ein Zweiglein ragen; wer hat dies hineingesteckt?
Zu welchem Zweck? Ich spring hinab und fass'es an.
Doch läßt es sich nicht aus der Spalte zieh'n und wie
Ich näher schaue und der Blätter werd' gewahr –
Beim Himmel, mein Hollunder ists, der trieb mit Macht
Durch all die viel gewund'nen Lücken aus dem Schutt
Den frischen Sproß, der fröhlich nach der dunkeln Haft
Das bischen Licht begrüßte, das sich ihm erschloß.
Und glänzender nur schienen seine Blätter mir
Und schwellender sein Stämmchen, als es jemals war.
Nachdem er einmal sich den Weg zum Licht gebahnt,

Wuchs er in Kürze wiederum zum Baum heran,
Zur Seite drängend rings umher das Steingeröll.

Nun ward der Schutt entfernt und unser Freund mit ihm.
Holzlegen nahmen nunmehr seinen Standplatz ein.
Auch hier nach Jahren bohrte sich ein kecker Zweig
Zu Aller Staunen durch das kleingespalt'ne Holz,
Und schob von da neugierig, ja fast spöttlich, schiens,
Ein witzig Endchen durch die Gitterwand an's Licht.
Das schien denn doch nun allzufrech; es ward sofort
Das Holz entfernt und dann der ganze Boden mit
Gewichtigen Steinfliesen sorgsam überdeckt.
Da war's denn freilich für den guten Hollerbaum
Für immer aus mit seinem unstillbaren Drang
Nach Luft und Licht, nach Blühe- und Duftgeruch.
Und unter jenen Fliesen liegt er längst erstickt. –

Was denk'ich dein heut, alter langvergessener
Hollunderbaum, da unten in dem düstern Hof?
Die Sonne scheint und von den Dächern rieselt's leis;
Am offenen Fenster, athmend tief den milden Hauch
Nach langer trüber Winterzeit, blick' ich hinab
Zum Schauplatz wieder meines frohen Kinderspiels.
Wie lang ist's her! Ein volles Menschenalter durch
Hab ich indes auf dieser Welt mich fortgeschleppt
Voll trüben Kummers, Sorgen, Missgeschick und Qual.
Und heut! Aus blauer Ferne halbverloren dringt
Die süße Weise eines wohlbekanntes Lieds
Und Frühlingsglaube füllt auch meine Seele ganz.
Mein Auge feuchtet wieder langversiegter Thau
Und meine Arme breit' ich lieb- und hoffnungsvoll,
Wie einst als Knabe, einem holden Traumbild zu.

O Poesie! Wem einmal in dem Busen du
Erbliht, kein Sturm und keine Geißel des Geschicks,
Kein gift'ger Qualm, Verfolgung nicht, noch Wund' und Schmach
Erstickt dich jemals ganz in ihm; ein Frühlingshauch,
Ein holder Klang lockt wieder dich aus tiefstem Grund
Des Menschenherzens auf zum Blüh'n und Duftverstreuen,
Bis es mit dir für immer deckt der kalte Stein.

(Sch. G. 125-128)

IM SCHLAFGEMACH (1888)

1.

Im Schlafgemache prangen mir die Wände rings
Mit allerlei Familienbildern alt und neu.
Euphemistisch heiß' ichs meinen Ahnensaal ...
Oft wenn des Abends tiefe Stille mich umfängt,
Betrachte ich die stummen Bilder um mich her
Von all den Lieben, theils gekannt, theils nie geseh'n.
Zwar in die Tafeln der Geschichte haben sie
Nicht eingegraben ihre Namen, anspruchlos
Verrann ihr Dasein, Güte nur und Tüchtigkeit
Im engen Kreis der Pflichten war ihr Ruhm und Stolz
Vom Ahnherrn bis zum Jüngsten und kein trüber Hauch
Befleckte jemals ihrer Ehre reinen Schild.
Theilnehmend so verflog' ich ihres Lebens Pfad,
Verwebend gerne ihr bescheidnes Einzelloos
In des Jahrhunderts großen, schicksalschweren Gang.
Dann ist mir's wohl, als läg' in einem Friedhof ich
Inmitten einer längst versunk'nen todten Welt. –

Doch horch! Da ruft ein lieber Ton mich aus dem Land
Der Todten freundlich in des Lebens Reich zurück.
Durch off'ne Thüren aus den Nebenzimmern dringt
Der Hauch von Athemzügen ruhig Schlafender.
Die Kinder meiner Kinder sind es; athemlos
Lausch' ich, ob wohl kein Seufzer, ob kein Schmerzenslaut
Sich stöhnend mische in des Athems reinen Hauch.
Gott sei gedankt! Sie schlafen, schlafen süß und gut;
In sanftem Strome füllt und hebt die Gottesluft
Dem kleinen Völklein labend die unschuld'ge Brust.
Von der Gesundheit Rosen blüh'n im Dämmerchein
Des Nachtlichts ihre Wangen, aufgelöset ruh'n
Die Glieder nach dem Spiele des vergang'nen Tags,
Sich stärkend für die leichte Pflicht des folgenden.
Sie träumen, träumet hold und lieblich, vor euch liegt
Noch unbeschrieben eures Lebens dunkles Buch.
Welch Loos mag euch beschieden sein und denen, die
Euch folgen werden ferner in der Jahre Flucht? –

So zwischen Tod und Leben, der Vergangenheit
Und Zukunft (während leis der Schummer mich umfängt)
Entschwindet mir die Gegenwart und ich mir selbst
In dem Gebete an die Todten: Ruhet sanft
In eurem Grab und segnet Kind und Enkel mir,
Daß sie bescheiden, gutes Werkes froh, wie ihr
In Ehren einst vollenden ihres Lebens Gang.
Mir aber sei's beschieden, daß nach sanftem Tod
Euch zugesellt, in ihrem Angedenken ich
Fortleben mag, wie ihr in meinem, immerdar.

2.

Von all den Bildern um mich her im Schlafgemach
 Ist eines mir vor allen andern lieb und werth,
 Das kleinste wohl, unscheinbar gar, von Freundeshand
 Kunstlos gezeichnet auf Papier, des Bruders Bild.
 Ein Blutgetränktes Blümchen ist dazu geklebt,
 Darunter steht: „Durch die Natur zu Gott“ sein Spruch,
 Geschrieben einst von seiner eignen frommen Hand.
 Und so geschah's, so hat der Spruch sich auch erfüllt.
 Im Mai war's, eines Abends, da sie ihn gebracht
 Auf roher Bahre von dem Fuß des Felsenhangs,
 Den siebzehnjährigen Jüngling, bleich, blutüberströmt,
 Bewußtlos; krampfhaft in der Rechten hielt er noch,
 Die goldene Aurikel, sie, den nicht'gen Preis
 Für dieses Leben, blüthenreich, wie keines war.
 Neun Tage rang es mit dem Tod, bis es erlosch.
 Noch krampft sich mir das Herz zusammen, denk' ich dran.
 Und doch – es ist nun freilich lange, lange her,
 Ein Jüngling selber war ich damals noch und heut
 Auf meinen Knieen schaukl' ich schon ein Enkelkind –
 Wie oftmals geh' ich in dem Bette, über dem
 Das Bildchen hangt, zur Ruhe ohne einen Blick
 Und ohne ein Erinnern! Ja, gesteh' ich's nur,
 Oft mondenlange ganz und gar vergeß' ich sein.
 Von Tages Sorgen mehr, als Freuden abgelenkt,
 Von Müh und Plage schier erschöpft, such' ich die Rast;
 Und all die Lieben um mich her, verwundert wohl
 Mag schau'n ihr Auge auf den Bruder und den Sohn,
 Der da, nicht achtend ihrer, hastig löscht das Licht.
 Doch nein, ich weiß, sie zürnen nicht dem Armen, der
 Noch wandelt traumbefangen, angsterfüllt und blind
 Durch dieses Lebens Labyrinth, indes sie frei
 In sel'ger Klarheit sorglos auf ihn niederschau'n.
 Ihr Geister, unbedürftig irdischen Tributs,
 Schwebt ihr in lichten Höhen; nur ein leiser Schmerz
 Mag trüben je zuweilen eure Seligkeit,
 Daß euch den Faden mir zu reichen nicht vergönnt,
 Der ungefährdet durch das Erdendasein mich
 Geleite zu dem Ziele, das ihr längst erreicht. –

Wie ruhig blickt dein brüderliches Angesicht
 Auf mich soeben, da ich sehnlich dein gedenk'.
 Und doch, so grausam damals uns dein Tod erschien –
 Er war so schön, ein ganzer reicher Frühling ward
 Zum Schmuck geplündert für dein Grab, die Muse floh
 Aus Flur und Hain und Garten mit dem Saitenspiel
 An deine Gruft und sang bethränkten Angesichts
 Das uralt schöne Klagegedicht um deinen Tod:
 „Die Götter nehmen, den sie lieben, früh zu sich.“

O sage, möchtest tauschen du dein selig Loos
Mit meinem wohl sammt all der Sorg' und Bitternis
Und schmalen Luft, die seither mir beschieden war
Und die noch drohend in der Zukunft meiner harrt?

Du weißt, nur Schein ist's, was hienieden Glück uns däucht:
Wer da noch wandelt in der Täuschung, scheut den Tod,
Doch wer vollendet, wünscht sich nimmermehr zurück.

(Sch. G. 129-133)

VERMISCHTE GEDICHTE

AUSGELÖSTE DISSONANZ

Dern in stille Betrachtung versenkt, in Dichten und Bildern,
Lausch' ich mit halbem Gehör lieblichem Saitengetön,
Das im geregelten Takt von sichern Händen erregt wird,
Wärmer das Herz mir bewegt und die Gedanken beschwingt.
Aber Gefahr ist dabei, denn weh, wenn plötzlich ein Mißklang
Schrill den melodischen Fall brausender Töne durchbricht:
Grimmig fahr' ich empor, entzwei ist der Faden, die Perlen,
Die ich an diesen gereiht, rollen verstreut in den Wind.
Heute jedoch – ich lag, die Cigarre im Munde, im Divan,
Draußen im Nebengemach saß am Claviere mein Weib –
Horch, da mischten mit Eins taktlos in die Mondscheinsonate
Sich Dissonanzen mit ein, doch sie – verstimmten mich nicht,
Kannt' ich doch gleich am patschenden Anschlag, wessen das Händchen,
Das an dem duftigen Werk sich so barbarisch vergiff
Eben noch reicht's zu den Tasten hinan, doch stolz will es zeigen,
Daß es die zierliche Kunst auch wie die Mutter versteht.
Stille verhielt ich mich und lauschte mit Andacht dem Mißklang,
Stellte im Geiste dazu auch das Gesichtchen mir vor.
Selber der Meister, verzeih'n würd' ermit Freuden den Frevel,
Säh' er die großen, die glückstrahlenden Augen dazu.
Lange noch saß ich und lauschte, das seltnu Duett nicht zu stören,
Disharmonisch dem Ohr, aber der Seele so süß.
Bis sich das liebliche Bild mir unter den tändelnden Händen
Wie von selber in dies kleine Gedichtchen verfieng.

(Sch. G. 137-138)

DER ERSTE SCHNEE – An meine Schwester (1888)

Der erste Schnee! In breiten Flocken wallt er still
Vom undurchdringlich grauen Zelt im Wirbeltanz
Und legt unhörbar auf dem Nachbardach sich an.
Denkst du es noch? So saßen wir – wie lang ist's her! –
Als Kinder hier auf diesem schmalen Fensterbret
- Für unsre Basis damals eben breit genug -
Uns gegenüber, von der Mutter Arm umhegt,
Die bald darauf, zu früh, für immer uns verließ.
Wie klatschten wir in uns're Händchen, staunten an
Das helle Wunder weißen Sternenfalls bei Tag,
So neu für uns, mit jedem Winter wieder neu.
Denn damals folg nicht, weilte noch die Zeit, ein Jahr
Erschien uns Kindern wie ein halbes Säculum.
Wie warm, wie traulich war's im Stübchen dazumals!
Und jetzt, seh'n wir durch's Fenster auf das weiße Dach,
Schier will uns frösteln, alte Knaben beide nun –
Verzeih, doch Brüder pflegen nicht galant zu sein.
Wie oftmals solchen ersten Schnee erblickten wir
Seitdem, und immer rascher: kaum war einer weg,
Fiel der des nächsten Winters wieder schon zuthal,
Bis mit den eignen Kindern wir am Fenster hier,
Selbst Kinder, wieder uns des ersten Schnees gefreut.
Und sieh, auf unsern Köpfen, innerlich noch jung
Und auch zu Lenzesfreunden, ja – gesteh'n wir's nur –
Kindsköpf'gen Possen manchmal wohl noch aufgelegt,
Hat sich ein Flöcklein da und dort schon festgesetzt.
Ja, schüttele nur, du beutelst sie nicht mehr herab
Und auch die nächste Frühlingssonne schmelzt sie nicht.
Nun wohl, dafür umschlinget dein Großmutterarm
Nun wieder solch Sternguckerpaar, neugieriges,
Großäugiges; mit meinen Enkeln, uns zum Spaß,

Bejubeln sie – so ist der Lauf der Welt einmal –
Mit Händeklatschen, außer sich, den ersten Schnee.
Und sie – wer weiß, im alten Vaterhause hier
Das beide uns beherbergt noch einträchtiglich,
Ist wohl für neue junge Brut noch Raums genug,
Und ält're werden nach und nach ja ausquartiert –
Sie werden ihre Kinder, so Gott will, einst auch
Von dieser Statt bewundern seh'n den ersten Schnee,
Der dann wohl abseits, draußen bei der Mutter Grab,
Unhörbar zwei freundnachbarliche Hügel deckt,
Darein wir beide warm und wohlgebettet ruh'n

(Sch. G. S. 139-140)

DER VOGELSTELLER

1.

Der welsche Pfaff sitzt auf der Uccellande,
Den Dreispitz auf dem Kopf; er regt sich kaum,
Und lauernd blickt durch's Fensterchen im Stande
Sein listig Aug' nach des Geheges Saum.
Die Dose rechts, zur Linken aufgeschlagen
Liegt das Brevier, und warum sollt' es nicht?
Bei einem rechten Mann weiß zu vertragen
Sich das Vergnügen immer mit der Pflicht.

Zu leiern braucht er's nur, den Faden abzuspinnen,
Es gilt den Sinn nicht, es genügt das Wort;
So wills die Norm. Daneben kann er sinnen
Gelegentlich auch auf Verrat und Mord.

Er sinnt darauf; die rothen Brüstchen baden
Die Vöglein draußen froh im Morgenroth
Nicht ahnend, daß daneben Seine Gnaden
Im Hinterhalte sinnen ihren Tod.

Kreuzschnabel da und dort die flinke Meise,
Wie jubeln hell sie in das Tages Schein,
Wetteifernd fromm zu ihres Schöpfers Preise
Mit des Gesalbten trockenem Latein.
„Hört auf zu schrei'n einmal! – Dem Herrn die Ehre! –
Ich stopf' euch euren lauten Schnabel stracks;
Still! Still! Sie fliegen nieder – Miserere! –
Bald sollt ihr zappeln mir – Vibiscum pax!“

Im Nest dort oben wärmt die Finkenmutter
Die nackte Burt; seit gestern ließ im Stich
Der Vater sie; sie hungern; schönes Futter
Lockt längst von unten: schwer entschließt sie sich.
Ein Augenblickchen nur! Schnell will sie wieder
Zurück, daß sie die armen Kleinen ätz' –
Da horch – ein Zug, ein Druck – das Garn schwirrt nieder,
Mit fünfzig andern flattert sie im Netz.

Die Jungen schrein'n verwaist. „Schad um die fetten Jungen!
Mein Beppo nimmt das Nest mir Abends aus.
Doch nun zu euch! Der Fang ist mir gelungen,
Und reich an Beute keh'r' ich heute nach Haus.
Oho! Was zappelst du? Festina lente!
Was bist du eingegangen, dummes Thier?
Ihr sollt mir trefflich munden zur Polente!
Du bist zu mager, auf den Markt mit dir!“

Und mit der Hand, die kaum vor einer Stunde

Den Leib des Herrn vor der Gemeinde schwang,
Die Segen spendete zum Liebesbunde
Und um Erbarmen zu dem Himmel rang,
Mit dieser Hand würgt er die armen Tröpfchen
Nun lachend hin, die lieben Säng' all;
Ein Daumendruck genügt für solch ein Köpfchen –
Die Lerche war's und auch die Nachtigall.

Dem Fange so das halbe Jahr, das halbe,
Es ist der Jagd mit Vogeldunst geweiht –
Und fliegt sonst nichts, so schießt er nach der Schwalbe –
Womit vertrieb' er sonst sich wohl die Zeit?
Was Bücher! Irdisch Wissen kann nicht laben
Den Geist, der nur sich Himmlischem erschließt –
Doch – ein Vergnügen muß auch er wohl haben,
Das ihm des Amtes schwere Pflicht versüßt.

2.

Und eine Wollust ist es ohne Gleichen,
Erst zu genießen, was der Fang beschied –
Da liegen sie, die kleinen Vogelleichen,
Und jede Leiche ein erwürgtes Lied.
Stumpfsinnig speist er zu dem gelben Mahle
Wie Rinder zu des Grases Überfluß
Die Blume kau'n, des deutschen Waldes Seele,
Ein Mutterherz und einen Frühlingsgruß.

Des deutschen Wald's! ja auch wir Deutschen frohnen
Dem welchen Gaum. Von deutschen Fichten zieht
Die Wanderlust den Schwarm nach milden Zonen:
Dem Lichte und dem Lenz ja folgt das Lied.
Und auf der ersten Maulbeerbäume Kronen
Hält gern der Zug die erste Wanderrast,
Und ahnt nicht, daß sie dort mit Morde lohnen
Ein flüchtig Stündchen dem bescheidenen Gast.

Ein würzig Mahl! Nun freilich, Leib und Leben
Muß man sich fristen, weil es Gott gefällt;
Verderblich nur sind für die Seele Streben
Die höhern Reize dieser schnöden Welt.
Darum, was thut's, wenn Lieb und Lied auf Erden
Erbleichen, wenn ein kühner Fittich knickt? –
Zur Wüste soll die schöne Erde werden,
Daß nur zum Jenseits unser Auge blickt.

Ihm gilt sie nichts! Nie hat in seinen Tagen
Ein Strahl der Schönheit diese Brust erhellt;
Er fühlte nie an seinem Herzen schlagen
Ein and'res Herz, von reiner Glut geschwellt;
Nie klang der Name Vater seinen Ohren,

Nicht rührt an ihn des Lebens Lußt und Schmerz:
Wo so wie er der Menschheit abgeschworen,
Wie hätt' er für ein Vöglein wohl ein Herz?

Ihm vorgeschoben ist in starren Zügen
Der freigeborenen Gedanken Lauf,
Nie schwingt er sich zu eig'nen neuen Flügen
Aus dem Geleis gemeiner Notdurft auf.
Nur seinen Gaumen reizt, was uns die Seele
Veredelnd hebt, die Luft des Frühlingstags,
Der holde Drang der lidesfrohen Kehle,
Die stolze Wonne freien Flügelschlags.

Wohl! Arme Vöglein mag sein Köder blenden,
Uns lockt er nicht mehr von dem höhern Ziel;
Wir kennen ihn: in seinen groben Händen
Zerbricht des Herzens zartes Saitenspiel.

Nach deutschen Geists geflügelten Gedanken
Mag blöd sein Garn der welsche Pfaffe zieh'n –
Sie schwingen sich hoch über seine Schranken
Des Blendwerks spottend durch die Himmel hin!

(Sch. G. 141-147)

Anmerkung zum „Vogelsteller“.

In Norditalien, insbesondere in den Provinzen Brescia und Bergamo, dann in Wälschtirol herrscht der Brauch, an freien Stellen der Felder oder auf offen liegenden Hügeln, meist in der Nähe eines Baumbestandes die Vogeljagd im Großen zu betreiben. Es wird dortselbst ein Hüttchen errichtet, bestimmt, Lockvögel unterzubringen und den Jäger zu verbergen. Von der Hütte, genannt Tesa oder Uccellanda, aus wird – vielleicht bis zum nächsten Baum – ein Netz in der Weise gespannt, dass es von der Hütte aus durch einen Zug gesenkt und geschlossen werden kann.

Die durch den Gesang der Locker herbeigerufenen Vögel finden am Boden ausgebreitet allerhand Futter vor und lassen sich auf das selbe nieder. Wenn ihrer genug da sind, zieht der Jäger das Netz an und die Vögel sind seine Beute. Ein Daumendruck auf die Köpfchen tödtet die Tiere.

Wenn die Vogeljagd in dieser Weise nicht genügenden Erfolg verspricht, wird sie mit der Flinte betrieben.

MÄRCHENDICHTUNG (1863)

Ich ging nach dem Walde, um Märchen zu suchen,
Wie einst Urahne von dort sie gebracht;
Ich suchte im Tannicht und unter den Buchen,
Auf sonnigem Felsen, im düsteren Schacht.
Es half mir kein Suchen, kein Klettern und Steigen,
Es wollten sich nirgends die Märchen zeigen.

Da nahte ein Knäblein in goldenen Haaren,
Erdbeeren im Körbchen und barfuß und arm,
Daneben ein Mädchen, noch jünger an Jahren,
Hielt kosend ein schneeweißes Täubchen im Arm.
Wohlauf und so sag' mir, du niedliches Pärchen,
Wo find' ich im Walde die köstlichen Märchen?

Sie hier – so hört' ich das Knäblein stammeln –
Wir haben die Schürzen, die Taschen gefüllt;
In Moos und im Teiche, du brauchst nur zu sammeln,
Was Grotte und Quell und Gebüsch dir verhüllt.
Ach, rief ich, ich habe schon Stunden auf Stunden
Das Alles durchsucht und hab' doch nichts gefunden.

Da sah'n sie mich an und kicherten leise
Und wurden zwei lustige Waldvöglein,
Und flogen von dannen und – Glück auf die Reise!
Da stand ich mit offenem Munde allein.
Fort sind sie und werden nicht wiederkommen
Und die Märchen, die haben sie mit sich genommen.

Da ziehet ein steinalter Rabe im Laube
Den Kopf aus dem Flügel: Die Märchen, du Wicht,
Die findet nur Einfalt und kindlicher Glaube;
Wer sucht mit der Brille, der findet sie nicht.
Du bleib' fein – so rief er und wetzte den Schnabel –
In der Stube und leime Parabel und Fabel.

(Sch. G. 148-149)

EIN FRÜHLINGSBILD – Nach einer Landschaft.

Das ist ein Sonntagsmorgen
Nach langer, trüber Zeit:
Die Erde lacht und schimmert
Im schönsten Maienkleid.

Ein blaues Kindesauge,
Geklärt von Thränen schnell,
Blickt weltumarmungsselig
Herab der Himmel hell.

In tausend Tropfen spiegelt
Sich farbenreich sein Bild,
Es grüßen die grünen Wipfel
Hernieder ins Gefild.

Dort thun die Waldeshallen
Sich auf mit Kronen dicht,
Doch zu tiefst in all seine Gründe
Dringt heut das siegende Licht.

Von funkelndem Golde triefet
Der fernste, heimlichste Zweig –
Der ganze Wald ein helles
Grüngoldenes Wunderreich.

Und durch des Waldes luftig
Gewölbtes Bogenthor
Zieht festlichen Gepräges
Ein schmucker Jägerchor.

Voran auf weißem Zelter
Mit gold'nem Wappenschild
Zieht langsam hin und stille
Ein stolzes Frauenbild.

Ihr freies Aug' ergießt sich
Mit Luft ins verwandte Blau,
Um ihre Stirne blitzet
Edeln Gesteines Thau.

Die süße Wange umwaltet
Des Duftmeers gold'ne Flut
Und Falterflügel fächeln
Um ihrer Rosen Glut.

Wie tänzelt der zierliche Gänger
Unter der holden Last!
Ein Page mit zitternder Hand hält
Den güldernen Zaum gefasst.

Vom Sammetpfade lenket
Der Knabe nicht einen Blick,
Sein Auge sinnt und die Wange
Glüheth von stillem Glück.

Es schmetterten entzückt die Finken
Ihre Lieder, wo sie naht,
Es streuen die duftigen Blätter
Die Rosen auf ihren Pfad.

Der ganze blinkende Frühling,
Sonst schweifend so frei und wild,
Schmiegt sich gefangen als Rahmen
Um das entzückende Bild.

In all dem Huldigungsjubel
Durch Wald und Flur und Hag
Was will, du schweigender Page,
Dein heimlicher Herzensschlag?

IM HERBST

Rauchsche, geschäftiger Hauch, Vorbote des stürmischen Winters,
Fege das Laub vom Strauch, streue die Halme umher.
Lege den Schmuck von dir, o Natur, und strecke die kalten
Starrenden Arme hinan bange zum Abendgebet.
Was da geblüht und gelacht und gegaukelt und fröhlich gesungen,
Schweige und ruhe hinfort, bleiche und weiche dem Ernst.
Stille ringsum! Kein Donner erdröhnt, die geschwätzige Quelle
Unter krystallnem Visier brigt sie den plaudernden Mund.
Bald vom hohen Gewölb unhörbar wallet die Flocke
Nieder zu dir und hüllt leise, o Erde, dich ein.
Über das Bett noch webe und breiten die Geister des Wassers
Sorglich den Schleier dir aus, der vor dem Lichte dich schützt.
Manchmal nur wie der Mutter am Bette das schlafenden Kindes
Spähet ein liebendes Aug' drüben am Rand des Gebirgs
Unter den Schleier herein und lächelt leise und freut sich
Wie so friedlich und sanft nun die Ermattete ruht.
Ach wie süß sich all dem Blüh'n und Glühen und Schaffen,
nach vollendetem Werk mag ihr die Ruhe wohl sein.
Bist auch du schlaftrunken, o Herz, und suchest der Träume
Friedliches Moos um fern schmerzlichem Glücke zu ruh'n?
Liebe und Leid und Luft und der Mühsal drückende Bürde
Hast du getragen genug, aber es fehlte die Frucht.
Ruhe du nur, du musst, doch werden beklemmende Träume
Stören den Schlaf und dich schrecken vom Lager empor.
Daß ein liebendes Aug' auch meinen Schlummer bewachte,
Und zu schönerem Lenz weckte den starrenden Baum!

AM ABEND

Abend ist's, es webt der weiche
Dämmerflor um Berg' und Thale,
Und der Mond mit sanftem Strahle
Grüßt mich aus dem Waldesteiche.

Wie sie steh'n, die grauen Recken,
Stolz noch ihre Wipfel hebend
Und die Arme muthig strebend,
nach den ersten Sternen strecken!

Selbst die wildverschlung'nen Farren
Und der Disteln graue Köpfe,
Wie die niedrigen Geschöpfe
Nach dem letzten Scheine starren!

Was da in der Waldesdichte,
Was im Felde athmet, lebet,
Jedes Erdenwesen strebet,
Nach dem Himmel, nach dem Lichte.

Du allein im Sterngefunkel,
Wand'rer mit bestaubten Schuhen,
Möchtest gern da unten ruhen,
Sehnsuchtmüd in Nacht und Dunkel?

SPRUCH

Verlange nicht vom holden Rosenstrauch,
Daß er auch fromme Lilien dir trage;
Der Rose Glut ist ohne Makel auch,
Um jede Pflanze blüht nach ihrem Schlage.

INS JENSEITS – Erster Gesang aus einem größeren Gedicht: „Das Gedicht“.

Ich lag im Traum .- Mit angsterfülltem Busen
Fühlt' ich mein Leben mit dem Tode ringen,
Der hohlen Aug's mich anstartt' gleich Medusen.

Der Kinder Arme fühlt' ich mich umschlingen,
Der Gattin Thräne auf die Stirn mir rollen,
Der Freunde Klagwort durch die Kammer dringen.

Nicht sprechen konnt' ich, wie ich hätte wollen;
Es klebte mir die Zunge an dem Gaumen
Und meine Stimme, merkt' ich, war verschollen.

Noch hört' ich ein Gemurmel in dem Raume
Wie Beten und „So endet der Gerechte“
Vermeint' ich noch zu hören wie im Träume.

Dann hört' ich nichts mehr und die Nacht der Nächte
Wob um mein Auge und nur zwei Gestalten,
Verschied'ne, sah der Blick noch, der geschwächte:

In Menschenform, wie Schein und Schatten, wallten
Die zwei heran und traten an die Flanken
Des Lagers, wie um Wache da zu halten.

„Sie wollen mich!!“ – Es sträubten die Gedanken
Sich auf in mir wie zum Entscheidungskampfe,
Es tobt das Blut, als wollt' es aus den Schranken.

Nach Lust nur rang ich aus dem dumpfen Dampfe,
Der mich umfieng, als müsste ich ertrinken;
Aufraffen wollt' ich mich im letzten Krampfe;

Da fasste mich der Schatten an der Linken,
Der Schein ergriff des rechten Armes Ende,
Und mich mir selber fühlte ich entsinken.

Leicht zogen mich der beiden Schemen Hände
Empor, als ob ich selbst ein Schemen wäre,
Und glitten mit mir durch der Kammer Wände.

Ich fühlte abgestreift des Körpers Schwere.
Sie führten mich auf einem schmalen Stege,
In's Nichts gebaut und in's Unendlicheere

Fortlaufend sonder Stütze und Gehege,
Indeß die Führer stumm zu beiden Seiten
Die Lüfte traten schreitend ohne Wege.

Wie lang ich so von ihnen ließ mich leiten,

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, meine Glieder
Empfanden kein Ermüden von dem Schreiten.

Mein Auge wandt' ich suchend auf und nieder
Durch's Dunkel, aber da ich nichts erschaute
Im weiten Umkreis, schloß ich's schauernd wieder.

Nun spreizte sich mein Ohr nach einem Laute,
Der Kunde mir vom Unbekannten gäbe,
Dem ich mich also blindlings anvertraute.

Umsonst!! – Da war's, als ob allein ich lebe
Noch in der Welt, die todter noch als ich,
Und todt wie die Begleiter in der Schweben:

Und schreien wollt' ich, doch es presste sich
Kein Laut aus meiner Kehle, mit dem Arme
Rang ich, doch fühlte ich von Händen mich

Gehalten, kalte waren's nicht, noch warme.
Nicht stehen konnt' ich, auch nicht niedersinken
Vor Gott, daß er sich meiner Angst erbarme.

Da sah ich ferne einen Schimmer winken.

BEI HERMANN v.GILM'S LEICHENFEIER - 10. Dezember 1868.

So sei im Klang des Liedes
Geleitet heimatwärts
Aus ferner Gruft, du müdes,
Du treues Sangerherz!
Daß hier dir Ruhe werde,
Wie war dein Sehnen groß!
Nun nimmt die Muttererde
Dich auf in ihren Schoß.
Wie ihr geweiht gewesen
Dein Lied, den Leben hier,
Gehst du nun aufzulösen
Dein irdisch Theil in ihr.

Doch deine Lieder leben
Und zieh'n von Thal zu Thal,
Solang noch Lerchen streben
Hinan zum Morgenstrahl;
So lang auf unsern Almen
Ein Keim zum Lichte dringt,
Und nach der Freiheit Palmen
Ein Menschengeist noch ringt;
Bis einst ein Tag im Lenze
Die Nebel all durchbricht
Und seine Siegerkranze
Um deine Urne flicht.

GUTER TOD

„Was sinnst du Liebe? Beide siebzig Jahre!
Wohl, es gieng rascher, als wirs uns gedacht.
Je nun – in Ehren weiß sind uns're Haare,
Und dann, mein Tagwerk, dächt' ich, wär' vollbracht.“

“Was meine Hände zu besorgen hatten,
Ist auch erfüllt: ein Amt hat unser Sohn.
Die Mädchen steh'n im Schutze wack'rer Gatten
Und uns umspringen blüh'nde Enkel schon.

Und du, mein treuer Alter, bist zufrieden,
Ob manchmal steil, stets rein blieb uns're Bahn;
Wohlan! Auch ich hab' keinen Wunsch hienieden
Und auch mein Tagwerk, fühl' ich, ist gethan.“

„Nicht ganz, du Liebe! Denn so lang ich lebe,
Wiekönnt ich missen dich in Wohl und Weh?
O daß der Himmel diese Gunst mir gebe,
Daß ich vor dir von dieser Erde geh.“

“Und ich – ach daß du solltest vor mir scheiden,
Ist schrecklich; doch kaum minder ist die Pein,
Zu denken, daß du sollst den Schmerz erleiden,
Mich zu verlieren und verwaist zu sein.“

Die Greise steh'n und seh'n sich an in Thränen:
Wie schmerzt die Wahl und keine Tröstung naht –
Doch wo die Menschen keinen Ausweg wännen,
Da weiß und schafft der treue Himmel Rath.

Sein Engel kommt und drückt auf Beider Munde
Gerührt den Kuß, den Stiller jeder Noth,
Und Hand in Hand geh'n sie zur selben Stunde
In's Land der Ruh, wo keine Trennung droht.

Auf den Tod des Forstdirectors A. Sauter und seiner Gemahlin Josefine, welche beide am 15. Juli 1872 innerhalb einer halben Stunde starben.